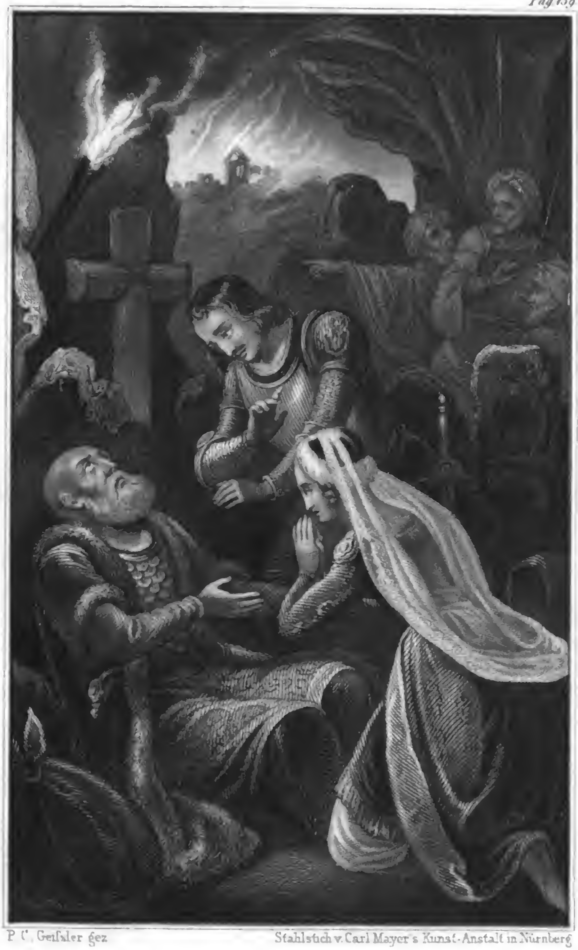


Pag. 159



P. C. Geissler gez.   Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg



Augsburg, 1847.

v. Jenisch & Stage'sche Buchhandlung.



oder

des Menschen Höchstes ist sein Glaube.

Eine Erzählung

aus den Zeiten der Kreuzzüge

für Jugend und christliches Volk

von dem Verfasser

der „zwei Brüder aus dem Volke."

Mit einem Stahlstiche.

Augsburg, 1847.

v. Jenisch & Stage'sche Buchhandlung.

Erstes Kapitel.

Die Erlebnisse eines Abends.

Es war Spätsommer, schon waren die Felder leer von dem Segen der Früchte, und kühler Windhauch strich über die Stoppeln des Getreides hin und trieb mit den Bäumen des Waldes sein flüsterndes Spiel, als wolle er mahnender Vorbote der Herbststürme sein, die nicht das Laub der Bäume schonen werden.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel, als sich auf einer Landstraße Staubwolken erhoben, die immer näher kamen und von zwei Reitern erregt wurden, die, wie es schien, Eile hatten, die Heimath oder die Herberge vor hereinbrechender Nacht zu erreichen, denn sie ritten in gestrecktem Galloppe.

Der Eine dieser Reiter war ein junger Mann in der Blüthe des Lebens. — Sein Angesicht war ernst, aber männlich schön. — Sein Anzug bezeichnete ihn als einen Vornehmen, vielleicht einen jungen Ritter, obwohl er nur ein Schwert an der Seite trug.

Der andere Reiter stand offenbar zu dem vorher beschriebenen in dienendem Verhältnisse; denn nicht nur war seine Kleidung aus gröberem Stoffe gefertigt, sondern er ritt auch nicht neben demjenigen, der sein Gebieter zu sein schien, obgleich der Zwischenraum so gering war, daß sie sehr wohl miteinander reden konnten.

Die Reiter ließen jetzt ihre Pferde langsamern Schrittes gehen, indem der Boden steinig war und die Straße bergauf führte. — Der jüngere und vornehmere der

Beiden wandte sich an seinen Begleiter und begann: — „Was doch meinen Freund Luitpold heute bewogen haben muß, in aller Frühe seine Burg zu verlassen und eine Reise anzutreten, wo keiner seines Gesindes auch nur weiß, wo er eigentlich hingeritten ist.“ —

„Macht Euch deßwegen keine Sorgen!“ entgegnete der Angeredete, „wer weiß, was es Unbedeutendes ist, das den Ritter bewog, sein Schloß zu verlassen. Vielleicht ist er jetzt schon wieder nach Haus gekommen; deßhalb kann ich Euch, bester Herr! durchaus nicht loben, daß Ihr die seltsame Grille faßtet, durchaus heute noch nach Hause zu reiten, nach Hause, wo uns niemand vermißt, niemand erwartet!“

„Hast ganz recht,“ meinte der Herr, „doch weiß ich nicht, was für eine seltsame Unruhe mich plötzlich zu Rosse trieb. — Eine Stimme in meinem Innern schien mir zu sagen, breche auf, verliere keine Zeit! und diese Unruhe, dieser innere Drang verlor sich erst, als ich den Fuß in den Steigbügel setzte und mich aufs Pferd schwang.“

„Seltsam genug,“ versetzte der Andere. „Mir selbst ging es nur ein einzigsmal in meinem Leben so. — Ich wohnte damals, als Dienstmann eines Hofgutsbesitzers in einer Hütte unweit des Rheinflusses. — Spät in der Nacht, es war Frühjahr, wachte ich auf, ein unnennbarer Trieb, zum Fenster zu treten und hinauszuschauen, ergriff mich plötzlich. Nicht länger mehr mächtig, diesem innern Drange zu widerstehen, sprang ich auf, trat ans Fenster und starrte in die vom Mondlicht grell beleuchtete Landschaft hinaus. — Plötzlich glaubte ich, als ich soeben mich wieder niederlegen wollte, in der Ferne einen Hülferuf zu vernehmen. — Ich horchte mit aller Anstrengung meiner Gehörwerkzeuge, der Ton

schien sich auch bald wieder hören zu lassen, obwohl dießmal bedeutend schwächer, als das erstemal.

Rasch warf ich mich jetzt in meine Kleider und eilte, denn aus jener Gegend schien mir der Schall gekommen zu sein, an die Ufer des Rheinflusses. — Unterdessen hörte ich das Hülferufen wiederholt, und als ich demselben nachging, fand ich an den Gesträuchen, die ihre Zweige in das Wasser hinabstreckten, sich mühsam haltend, einen Mann, der, in wenigen Augenblicken die Kraft sich länger festzuhalten, zu verlieren schien.

Ich blickte umher und ersah einige Stangen, die sich zufällig in der Nähe befanden, ich ergriff eine derselben und reichte sie dem Ertrinkenden und war auch so glücklich, durch selbe den Mann vom sichern Tode zu retten. Er war ein Fischersmann aus jener Gegend, der schlaftrunken, als er soeben zum Lachsfange ausgezogen, ins Wasser gestürzt war, sich zwar festhalten, aber sich an dem steilen Ufer nicht emporarbeiten hatte können.

Noch schwatzte der Diener also, als sich auf einem Seitenpfade ein Mann zu Pferde näherte, der ein gewaltiges Schwert an der Seite trug und noch überdieß mit einem langen Spieße bewaffnet war. — Er schloß sich den beiden Reitern an, die ihn zu kennen schienen.

Nach kurzen Grüßen fragte der Eine derselben:

„Ei, Meister Schmid! wo zieht denn Ihr um Gotteswillen heute noch hin, und zwar so gerüstet, als ging es in den heißesten Streit, was gibts denn, das Euch bewegt, den fahrenden Kriegsknecht zu machen?" —

„Gestrenger Herr!" versetzte der Gefragte. — „Ihr wünscht zu wissen, warum ich so gewappnet daher ziehe. — Weiß ich's doch selbst noch nicht, d'rum vergebt, wenn ich Euch keine giltige Antwort zu geben weiß. — Der Vogt vom nächsten Marktflecken schickte

zu mir, wenn ich ein Fest wünsche mitzumachen, wenn ich zugleich mir Vergebung aller meiner Sünden holen wolle, so möge ich wohlgerüstet und zum Streit bewährt mich heute Abend in der Schenke zum rothen Christoph einfinden. Arbeit war nicht da, und so trieb mich der Vorwitz zu sehen, wo diese Geschichte hinaus will. —

Der Diener, der Hans geheißen, sagte, indem er sein Pferd antrieb, um seinem Herrn, der Kunibert von Helmishofen geheißen, näher zu kommen, zu demselben: „Wenn ihr Euer Pferd liebt, so werdet ihr wohl auch den Vorsatz, heute noch unser Schloß zu erreichen, aufgeben, und am liebsten den Meister Schmid hier in jene Herberge begleiten und dort übernachten. — Unsere Rosse sind sehr ermüdet, es wird schon Abend, und vor Mitternacht erreichen wir auf keinen Fall die Heimath."

„Nun, wie du willst!" entgegnete Herr Kunibert. — Ich hätte es freilich lieber gesehn, heute noch wieder zu Hause zu sein. — Doch, da meine innere Unruhe längst wieder verschwunden ist, so sehe ich nicht ein, warum ich Deinem wohlgemeinten Rathe nicht folgen sollte. Zu allem diesen bin ich sehr begierig, zu erfahren, zu welchem Zwecke denn eigentlich unser Bekannter, der Schmid hier, sich gerüstet in jener Schenke einfinden soll."

Unter diesen und ähnlichen Reden war es allmälig Abend geworden; die Sonne senkte sich mehr und mehr und versank endlich in einem Ocean rother Wolken, nachdem sie mit ihrem letzten Scheidegruß die Blätter der Bäume des Waldes, aus welchem unsre Reisenden soeben hervorkamen, gleichsam vergoldet hatte.

Während unsere Reisenden ihren Pfad verfolgen,

wollen wir aber erzählen, mit wem wir es denn eigentlich zu thun haben.

Der Ritter Kunibert von Helmishofen gehörte unter die große Zahl der Edelleute, die wenig mehr besitzen als ein Schloß und etliche Tagewerk Weidefeld und Gartengründe. — Heute war er in Begleitung seines Dieners Hans ausgeritten, um seinen Freund Luitpold von Wolfsberg zu besuchen. Daß er ihn jedoch nicht zu Hause traf, ist unsern Lesern wohl schon klar. —

Was nun die dritte der vorgeführten Personen betrifft, so war der Schmid Hildebrand, weit und breit im Lande nicht nur als kunstfertiger Huf- und Waffenschmid, sondern auch als vielerfahrner Roßarzt bekannt, nicht minder als der beste Streiter, der in mancher Fehde bewiesen hatte, daß er die Klinge, die er geschmiedet, auch als todtbringendes Werkzeug zu gebrauchen wisse.

Unter den drei Reitern ging es gar munter her: Meister Hilderbrand erzählte soeben, wie er der erste gewesen, der auf der Sturmleiter die Mauern des Schlosses des gefürchteten Raubritters Geierstein erstiegen, sich droben mit seinem Flamberg *) so lange gegen eine Ueberzahl von feindlichen Knappen vertheidigt, bis endlich seine Kameraden ihm zu Hülfe gekommen.

„O du Glücklicher!" seufzte der junge Ritter. — Solch' treffliche Gelegenheit, sich Ruhm und Ehre zu holen, gibts leider! nicht alle Tage. — Ich brenne vor Begierde, mich durch irgend eine männliche That

*) Eine Art Schwert, der gezüngelten, flammenartigen Klinge wegen so geheißen.

auszuzeichnen, und kann, leider! keine, ach! keine Gelegenheit finden."

„Tröstet Euch Herr!" meinte der Knappe Hans treuherzig; wir leben ja in einer Zeit, wo es Anlässe genug gibt blutige Köpfe zu holen, man munkelt schon allerhand von einem großen Frohnzuge *) in das gelobte Land, und da gäb' es wahrlich so viele Gelegenheit, sich geehrt und gerühmt zu machen, als es nur immer von einem begehrlichen jungen Mannesherz verlangt werden kann."

Es war inzwischen Nacht geworden; wie Irrlichter glänzten in der Ferne die Lichter des Marktfleckens, des Reisezieles unserer Reiter; die Pferde schienen wohl zu merken, daß ihnen bald Ruhe und Futter zu Theil werden würde; denn sie spitzten die Ohren und griffen kräftiger aus. — Nicht gar lange stand es auch an, so hielten sie vor dem verschlossenen Hofthore der Schenke, in welche der Schmid bestellt war, welche das Nachtquartier des Ritters und seines Knappen bilden sollte.

„Mich wundert, das Thor verschlossen zu finden," warf der Schmid hin, „so lange ich hier bekannt bin, habe ich es noch nie verriegelt gefunden, doch will ich uns bald Einlaß verschaffen." —

Er hämmerte bei diesen Worten mit seinen ungeheuren Fäusten dergestalt auf die Thorflügel, daß in Bälde die Hunde innerhalb des Gebäudes anschlugen, Menschenstimmen sich vernehmen ließen, die denselben Stillschweigen geboten, und das Thor öffneten.

---

*) Frohnzüge hieß man in der damaligen Zeit die Kreuzzüge; die Kämpfer für das heilige Land wohl auch Frohnkämpen. —

Nachdem die Pferde besorgt waren, traten die drei Gefährten in die Gaststube, ein Gemach von ungeheurem Umfange, das durch eine Menge von in Talg getauchter Binsenstückchen und Kienspänen, so wie durch ein, trotz des schwülen, und warmen Tages, unterhaltenes mächtiges Herdfeuer erhellt war.

Alle Tische waren von Bauern und Bürgern umlagert, die größtentheils volle Weinkrüge vor sich stehen hatten und dieselben gar fleißig leerten, obwohl die Gesichter der meisten der trinklustigen Gäste bereits in jener Glut strahlten, die Uebermaß anzuzeigen pflegt.

Mit Mühe wandte sich Ritter Kunibert zu einem Sitze durch die Menge der Versammelten. — Es wäre ihm unmöglich gewesen, hätte nicht der Schmid mit seiner riesenmäßigen Körperwucht gleichsam Bahn gebrochen. „Nun Vogt!" schrie er einem der am Tisch Sitzenden zu. — „Was wollt ihr von mir, warum habt ihr mich hergeplagt?"

„Nur langsam, nur Geduld," war die Antwort. — „Legt nur Eure Waffen einstweilen ab. Trinkt hier, kommt, ich bring's Euch!"

Der Schmid ergriff den dargereichten Krug und trank tüchtig. Dann legte er, der Rede des Vogtes gemäß, seine Waffen in eine Ecke des Gemaches ab, in welcher schon eine beträchtliche Menge der verschiedenartigsten Mordwerkzeuge aufgethürmt waren.

Gar zu gerne hätte der Ritter von Helmishofen sich um den Zweck derselben erkundigt, hätte er nicht die Bemerkung gemacht, daß die Bauern und Bewohner des Marktfleckens selbst noch nicht wußten, was eigentlich im Werke sei. — Nur der Vogt schien im Besitze des Geheimnisses zu sein, schien jedoch nach der

Antwort, die er dem Schmid gegeben, eben nicht Willens, es jetzt mitzutheilen.

Kunibert und sein Knappe setzten sich indeß zu der Mahlzeit, die ihnen die Wirthin, eine dicke, runde Figur mit einem gutmüthigen Gesichte auftrug. — Ihr Mann saß mitten unter seinen Gästen und schien nicht die geringste Person in dem, was vor sich gehen sollte, abgeben zu wollen.

Lange waren die Beiden am Seitentische schon mit ihrem Nachtessen zu Ende, und noch immer saßen die Bauern ruhig und zechten. — Endlich schien sich auch ihrer eine gewisse Unruhe zu bemächtigen, denn sie steckten die Köpfe zusammen, sahen dann nach einigen Minuten vertraulicher Mittheilung mit gespannter Aufmerksamkeit nach der Thüre, als erwarteten sie jemand. — Selbst der Vogt sah öfters nach dem Hofthore, an welchem sich jedoch, seit Kunibert eingelassen worden, niemand wieder gezeigt hatte.

Die große Sanduhr zeigte inzwischen die zehnte Stunde, und der Ritter von Helmishofen wollte sich soeben erheben, um das Lager zu suchen, als die Hunde im Hof anschlugen, der Vogt in eigener Person hinauseilte, zu öffnen und gar bald mit einem Mönche wieder eintrat, der seine Kapuze tief über das Gesicht gezogen hatte.

Die Bauern erhoben sich ehrfurchtsvoll, so viel es ihre schon etwas durch den übermäßigen Genuß des Weines schon schwankend gewordenen Gliedmaßen nur zuließen. — Auch Kunibert erhob sich und blickte verwundert nach dem Mönche, der jetzt seine Kapuze zurückschlug.

Er war von einer Größe und von einem Körperbau, der ihn mehr zu einem Kriegsmanne, als zu ei-

nem Psalmen singenden Mönche, dessen Leben zwischen engen Klostermauern verfließen sollte, zu bestimmen schien. — Sein Antlitz zeigte grobe, rohe Züge; nur seine kleinen durchdringenden Augen, obwohl sie kaum vor den fleischichten Wangen zu sehen waren, deuteten durch ihre Lebhaftigkeit an, daß mehr als gewöhnliche Leidenschaften ihren Sitz in der Brust des Eingetretenen aufgeschlagen haben möchten. — Er setzte sich neben den Vogt und vertiefte sich in angelegenheitliches Gespräch mit demselben, wo er seine Augen, wie wenn er Musterung hielte, über die Versammelten hingleiten ließ. — Endlich erhob er sich, und schien die Schaar anreden zu wollen, sei es aber, daß sich die Menge zu dicht um ihn drängte, oder etwas anderes; weder Kunibert noch einer, der von dem Redner etwas entfernter verstand eine Sylbe.

Ein unwilliges Gemurre erhob sich und brach plötzlich in dem allgemeinen Ruf los: „Steiget auf Euren Stuhl, damit wir alle Eure Predigt verstehen können!"

Der Mönch entsprach auch sogleich dem Rufen der Versammelten, indem er auf eine Bank trat und so über Alle erhaben, nach einigem Räuspern begann:

„Ihr Männer, die Ihr hier versammelt seid, um zu vernehmen aus meinem Munde, was ich Euch zu sagen habe des Nützlichen, zu Eurem zeitlichen und ewigen Wohle Förderlichen, höret, denn es steht schon im Buche des Lebens geschrieben, wer Ohren hat zu hören, der höre."

„Nahe ist die Zeit, wo die Welt untergehen wird im Feuerschlunde, denn ein Jahrtausend ist vorüber und in kurzer Zeit, vielleicht in Monatfrist, vielleicht in einer Woche oder in einem Tage, ja heute noch, können wir Alle hinweggerafft werden aus der Reihe der Le-

benden; es können die schrecklichen Posaunenklänge der Engel, welche zum letzten Gerichte blasen, erschallen und dann wehe Euch, wehe mir, wehe uns Allen."

„Es ist eine schwere bedenkliche Zeit in der wir leben. Tausende ergriffen das gnadenreiche Mittel, Vergebung ihrer Sünden zu erlangen, indem sie sich mit dem Kreuze bezeichneten und sich aufmachten nach Jerusalem, den Heiden, den blutigen Heiden die jetzt Jerusalem die heilige Stadt aufs neue bedrohen, das heilige Land, insoweit es noch in ihrem Besitze ist, zu entreißen."

„Schön ist dieß Vorhaben, löblich das Unternehmen, aber wird Gott seinen Segen wohl auch dazu geben? Ich zweifle! und wißt ihr warum? Was haben denn die Heiden unserm Heilande einst gethan, als der Herr Jesus Christus noch auf Erden wandelte? Nichts, gar nichts, sie ließen sich wohl zu Tausenden und abermal Tausenden taufen.

„Aber die Mörder des Sohnes Gottes leben unter Euch, sie säen nicht, sie arbeiten nicht, und sie leben doch während tausend und wieder tausend fromme Christen im Schweiße ihres Angesichtes ihr tägliches Brod verdienen müssen, in Ueppigkeit und heimlichem Wohlleben, während sie äußerlich ihre Lumpen und ihre Dürftigkeit zur Schau stellen, um ihre Tücke und Bosheit mit kluger Heuchelei zu bedecken."

„Wißt ihr, wer dieß Volk ist? Es ist das Volk der Hebräer, der Israeliten, der gottverfluchten Juden. — Wollt ihr Vergebung Eurer Sünden, holt sie Euch in dem Blute der schändlichen Söhne oder Abkömmlinge derer, die Euren Heiland mordeten. — Wollt ihr Geld und Gut! — Oho! wer hat mehr, als eben diese Verruchten! Wohl ist ein Graf, ein Herzog, ein Fürst,

König oder Kaiser, der von ihnen nicht geborgt hätte und mit ihrem Wuchergelde, den Unsegen in sein Haus gebracht hätte."

„Wohlan, meine Lieben! Ihr seid bewaffnet hier, ergreift die Gelegenheit, tödtet Alle, tödtet sie mit der Schärfe des Schwertes und den Spitzen der Speere. — Laßt Eure Arme nicht sinken, gönnet Euch keine Ruhe, bis das große Werk vollbracht und Euer Heimathort gereiniget ist von der schimpflichen Judenbrut." —

Der Mönch schwieg einen Augenblick, die Versammelten erhoben ein Beifallsgeschrei; er aber fuhr fort:

„Ich bin der Klosterbruder Radulph, habe zu Cöln, zu Mainz, in Worms, in Speier, wie in Straßburg, aufgerufen alle Christen, zum verdienstlichen Werke des Judenmords. — Und Alle, die meinem Worte horchten, haben sich aufgemacht, haben ihren Gott an seinen Feinden gerächt, sie verderbt, erwürgt und sie von der Erde vertilgt."

„Aber die Ueberlebenden rächen sich an uns Christen. So haben sie zu Würzburg einen Christen getödtet und seinen Leichnam in das Wasser geworfen. Sie lassen die heiligen Gefäße unsres Gottesdienstes stehlen und gebrauchen sie zu Gefäßen der Unehren. — Wohlan, ihr Christen, warum zaudert ihr noch, macht Euch auf, es ist ein Kampf ohne Streit, denn die Arglosen halten sich für sicher in ihren Wohnungen; Eure Beute aber wird unermeßlich sein."

„Ich segne Euch zu dem großen Werke und rufe: „„Zu den Waffen, zu den Waffen und Fluch jedem, der sich von diesem heilsamen Unternehmen zurückziehen will."" —

Der Mönch sprang vom Stuhle, die Versammelten erhoben ein fürchterliches Gebrüll: „zu den Waffen,

nieder mit den Hunden, mit den Juden!" und beeilten sich, sich zu wappnen zum — Morde. —

Kunibert hatte aufmerksam der Rede des Mönches gelauscht, er liebte die Juden zwar nicht, aber er schauderte doch vor der blutdürstigen Anrede eines Jüngers dessen zurück, der kam, nicht um Streit und Zwietracht auf Erden zu stiften, sondern zu segnen, und die Welt mit den Banden der Liebe und der Sanftmuth zu vereinigen. — Immer hatte er noch gehofft, daß wenn der Mönch geendet, so werde sich doch eine oder die andere Stimme gegen die Ausführung des blutigen Vorhabens erheben; als er aber sah, daß dem nicht so war, daß alles die Waffen ergreifen wollte, um im trunk'nen Muthe angefeuert, durch die Glutworte des Mönchs Radulph die Waffen zu ergreifen und zum Morden zu ziehen, da zog Kunibert von Helmishofen das Schwert und sprang vor die Stubenecke, in welcher die Schwerter und Spieße, die Aexte und Dolche aufgehäuft waren. —

— Verwundert starrten ihn die halb Sinnlosen an; der Mönch aber schrie: „Zurück Ihr, der es wagt, uns zu stören, oder ich rufe die Folgen Eures Thuns auf Euer eigenes Haupt, was mischt ihr Euch in Dinge, die Euch nichts angehen!" —

„Ich bin ein so guter Christ als Ihr! rief Kunibert. — Aber ansehen kann ich es wahrlich nicht mit, wie Ihr, einer Heerde reißender Wölfe ähnlicher, als einer Schaar Christen ausziehen wollt gegen die allerdings sündhaften Juden! Ihr spracht vorher Hochwürdigster! das Judengut sei ein ungerechtes, das niemanden Vortheil bringe, und doch zieht ihr Alle aus mit der Hoffnung, Euch durch selbes zu bereichern und den Fluch, der an selbem hängt, auf Euer eige-

nes Haupt zu laden. — Die Juden sind Sünder, aber Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bessere und sich bekehre." —

„Wahrlich Mönch, besser scheint es mir Ihr würdet Eure Beredsamkeit dazu anwenden, die Hebräer zu guten Christen zu bekehren zu suchen, statt mit vollen Backen den Mord gegen die Sorglosen zu predigen."

Kunibert schwieg; der Mönch Radulph stand, wie vernichtet, Blässe bedeckte sein Antlitz. Bald aber wich dieselbe einer Zornesglut, die es mit Blutröthe überzog. — Er schüttelte im Grimme die Fäuste, drohend gegen den Ritter und rief den Bauern zu: „Greift den jungen Narr, der es wagt, uns hindernd in den Weg zu treten."

Die Bauern zeigten jedoch keine große Lust dazu. Sie zogen wohl aus, um Wehrlose zu tödten, aber nicht selbst in der Ueberzahl gegen einen bewaffneten Mann zu kämpfen. — Ohne zu handeln, machten sie ihrem Grimme gegen den Störer ihrer Absichten in Fluch- und Schimpfworten Luft.

Da wurde plötzlich die Thüre aufgerissen. — Ein Ritter in voller Waffenrüstung trat, gefolgt von einem Haufen bewaffneten Volkes in die Stube. — Seine Rüstung war mit Blut befleckt und alles deutete darauf hin, daß er aus einer Scene des Kampfes und des Blutvergießens kam. —

„Wie" rief er, hier ist noch nichts begonnen, und ich bin mit dem Judenhause im Walde schon fertig. Todt ist der Rabiner, der alte, räudige Mauschel! aber auch todt liegen drei gute Christen, die der Knecht Samuel erschlagen hat mit der Holzaxt." —

„Um Gotteswillen, Freund Luitpold!" schrie Kunibert, Du, bei den Mördern. — Ich beschwöre Dich,

gib Dein sündiges Vorhaben auf, und hilf mir diese guten Leute zur Vernunft zu bringen.“ —

„Ei, Du Sittenprediger,“ lachte Luitpold, ich bin den Juden viele tausend Mark Silbers schuldig, und sollte die schönste Art vorbeigehen lassen, mich meiner ungläubigen Gläubiger zu entledigen. Komm mit uns, oder Du versäumst die beste Gelegenheit, ein reicher Mann zu werden, die sich in Deinem Leben darbietet“ —

„Nimmermehr,“ rief der von Helmishofen, will ich Theil nehmen an Deiner Schuld.“ —

„Ei, zum Henker mit dem widerwärtigen Gegenredner,“ brüllte der Mönch Radulph. „Greift ihn und werft ihn in irgend eine finstere Kammer, damit er uns fürder nicht mehr ein Stein des Anstoßes auf unsern Wegen sei.“

Die Menge jubelte auf: Nieder mit dem Ritter!“ Schmid Hildebrand, der nämliche, der sonst der besten Bekannten des Kunibert einer war, von Blutdurst und Habgier berauscht, umschlang mit seinen sehnigen Armen den Ritter, und ehe sich derselbe auch nur in Vertheidigung setzen konnte, ward er in eine finstere Kammer geworfen. —

Nicht lange blieb er hier allein, denn in kurzer Zeit wurde sein Knappe Hans, der sich wohl seines jungen Herrn angenommen haben mochte, mit eben so wenig Ceremonien hineingestoßen und die Thüre hinter ihnen fest verriegelt. —

Drunten erscholl indeß wüthendes, tobendes Gejauchze, die Waffen wurden ergriffen und rasend, von hundert aufgestachelten Leidenschaften durchstürmt, stürzte die Menge, einem von Frühlingsgewässern angeschwollenem Bache gleich, aus der Thüre des Hauses, durch das Hofthor, dem Marktflecken zu. —

In der Kammer, in welche man den Ritter Kunibert von Helmishofen sammt seinem Knappen Hans gesperrt hatte, herrschte lange Zeit lautlose Stille, welche erst unterbrochen wurde, als Hans, der zum Fenster getreten war und in die Nachtluft hinaushorchte rief:

„Ach Herr ums Himmelswillen! hört ihr denn nichts?“

Kunibert trat zu seinem treuen Diener, und bald hörte auch er das Jammergeheul der unglücklichen Kinder Israels, die unter den Händen derer, die sich in der Wirthsstube versammelt hatten, das Leben aushauchten.

Das Herz pochte den beiden wackern Männern in der Brust, und drohte sie zu zersprengen, Beide hatten wohl auch schon Blut vergossen, aber nur dann, wann es das eiserne Gesetz der oft grausamen Nothwendigkeit entschuldigte, welches bei dieser Metzelei nicht der Fall war.

Noch schauten die Beiden hin, immer greller und lauter wurde das Geschrei, das Rufen um Hilfe, als plötzlich Hans des Ritters Arm faßte, nach einem entferten Punkte des in finsterer Dunkelheit liegenden Dorfes zeigte und rief:

„Um Gotteswillen, dort seht hin, Herr!“

Kunibert wandte seine Augen dorthin. Er erblickte die Fensterreihe eines großen Gebäudes hell erleuchtet; auf dem Dache hüpften einzelne rothe Flämmlein herum, welche sich bald vereinigten, in eine einzige helllodernde Flammenmasse, die mit lichtem Scheine die Nacht in Tag verwandelnd, weithin die Gegend erleuchtete; das ganze Gebäude bildete eine lichte Feuersglut.

Man sah bei diesem Scheine die Gassen des Marktes erleuchtet, sah die unglücklichen sich vor der Wuth ihrer Verfolger flüchtenden Hebräer, sah auch gleich ei-

ner Bande höllentfloh'ner Teufel ihre entmenschten Verfolger, die unter die Flüchtlinge hieben und stachen.

„Großer Gott!" seufzte der Ritter, „sind das die Bewohner der schönen Erde, die ausgeschmückt ist mit allen Gaben der Schönheit und des Nutzens, wie es nur Deiner Allmacht, Du großer Gott, angemessen ist. Es ist ja eine Mördergrube, und mögen die erbärmlichen Juden gethan haben, was sie wollen, eine solche fürchterliche Rache, die die Schlimmen mit den Guten vertilgt, verdienen sie wenigstens doch nicht!"

Die Flammen des brennenden Hauses hatten inzwischen, von einem sich erhebenden Sturmwinde getragen, die Nebengebäude ergriffen, diese das Feuer aber dem nächsten Hause mitgetheilt, so daß binnen Kurzem der ganze Ort in Flammen stand, eine einzige zum dunkelblauen Nachthimmel auflodernde Feuersäule bildend.

Nicht nur die Gebäude der Juden, sondern als wolle Gott sein Mißfallen an den Mördern augenscheinlich an den Tag legen, auch jene der Christen brannten. Sie warfen nun die blutbespritzten Waffen weg; Wasser! Wasser! ertönte es nun. Zu spät, immer höher loderte die Glut; an Rettung war nicht zu denken.

Auf dem freien Platze vor dem Flecken, nicht weit von dem Wirthshause, aus welchem der Mord ausgegangen, hatten sich um ihren Rabi die wenigen dem Gemetzel entronnenen Israeliten gesammelt. Sie lagen auf den Knieen und sangen, es tönte schauerlich durch die Mitternacht, die Psalmen, die Bußgesänge ihres großen Königs David.

Wilde Stimmen tönten durch die Schaaren ihrer Verfolger:

„Die Juden besprachen mit Zauberkunst das Feuer, damit es als Rache für Ihre durch unsre Hände gefal-

lenen Brüder unsre Hütten verzehre. Werft Sie ins Feuer, Sie lästern Gott!" tönte es. „Zerspaltet ihnen die Schädel, haut sie in Stücken!" hallte es hier.

Und auf's Neue sahen sich die Unglücklichen angefallen, das Gemetzel begann aufs Neue. Mit dem Rufe „Jehova" auf den Lippen, sank durch einen Speerstich der alte Esaias, der Rabi und rings um den Lehrer seine Glaubensgenossen.

Alle starben standhaft, nur ein Weib, ein junges, blühendes Weib, ein Kind auf dem Arme ergriff die Flucht. Der Schrecken mußte jedoch die schöne Gabe des Verstandes der Armen geraubt haben, denn anstatt sich in den Schatten der noch stehenden Gebäude zu flüchten, lief sie geradewegs auf die leuchtende Glutmasse der brennenden Wohnhäuser zu, mit herzzerreißender Stimme: „Nathanael!" rufend, der wohl der Vater oder der Gatte der Unglücklichen gewesen sein mochte.

Einer der blutdürstigen Mörder, vielleicht derselbe, dessen Waffen noch vom Blute dessen rauchte, nach dem sie in so angstvollen Tönen rief, eilte ihr nach, indem er schrie: „Halt verdammte Judenbrut, ich will Dich Deinem Nathanael beigesellen."

Tobendes Beifallsgelächter seiner Gefährten begleitete diese Hohnrede, welche die Arme sehr wohl verstanden haben mußte, denn ihre vordem so eilige Flucht erlahmte zusehens, und eben war sie nahe bei dem Gluthaufen eines fast einstürzenden Hauses, als sie ihr Verfolger erreichte und sie ergriff und nicht achtend ihres jammernden Wehklagens, mit ihrem Kinde, welches die Unglückliche fest umarmt hielt, in die hochauflodernden Flammen schleuderte.

Hoch auf sprühten die Funken. Der letzte Klageruf war mit dem letzten Opfer verklungen, der Mörder

stand, als käme er jetzt erst zur Besinnung, starr und schaute fast zur Statue versteint, in die Flamme, da schwankte plötzlich die Mauer, neben welcher er die Unthat begangen, er stieß einen entsetzlichen Schrei aus, er wollte fliehen, aber er kam nicht vom Platze, die Mauer stürzte und begrub den Bösewicht unter den stürzenden Ruinen eines ehemals von glücklichen Menschen bewohnten Wohnhauses.

Lautlos hatten die Mordgenossen den Tod ihres Gefährten mit angesehen. Sie hatten sich versammelt auf dem Platze, wo die letzten der den Ort bewohnenden Hebräischen gefallen. Deutlich konnte man unter ihnen den Mönch Radulph gewahren, und eine lange Mordaxt, auf die er sich stützte, schien anzudeuten, daß er getreulich mitgeholfen im grausenhaften Menschengemetzel.

Jetzt sprach er zu seinen Gefährten, und bald ging ihr Zug unter wildem Freudenjubel, als wollten sie ihre Gewissen durch selbigen betäuben, der Schenke zu, in welcher unsre beiden Freunde wider Willen gefangen saßen.

Zweites Kapitel.

Der alte Jude.

„Mein Herz ist schwer, ich ersticke, wenn ich noch länger mit diesen wilden Thieren unter einem Dache sein muß;" sagte, als der Morgen blutroth, als sei er Ebenbild der schrecklichen Nacht, heraufdämmerte, Ritter Kunibert zu seinem treuen Hans.

Noch immer drang, wie schon die ganze Nacht, der wüste Lärm der Zecher aus den untern Gelassen der Wirthsstube in die obere Stube in welcher die Beiden gesperrt saßen. Dazwischen tönte manchmal ein

Streit. Daß derselbe über die Beute, die aus den Häusern der Gemordeten entwendet und geplündert worden, entstanden, schien das Klirren der Geldmünzen und das begleitende Rufen des Streitenden zu beweisen. Gegen den Morgen legte sich allmälig der Lärm, die Menschen mochten wohl jetzt entweder betrunken oder durch große Ermüdung in Schlaf versunken sein. —

Die Beiden, Herr und Diener, in der Kammer riefen wiederholt: „zu öffnen!" es schien jedoch im ganzen Hause niemand ihren Ruf zu vernehmen, denn man entsprach ihrem Wunsche nicht.

Als es jedoch tagte, sahen sie sich näher in ihrem Aufenthaltsorte um und gewahrten bald in einer Ecke eine derbe Keule von Holz, wie man sie im Walde zum Spalten der Klötze gebraucht. — Mit deren Hilfe war bald mit wenigen mächtigen Hieben ein willkommener Ausgang gebahnt. Die Beiden säumten auch keinen Augenblick, sich dessen zu bedienen und entfernten sich. — Die ganze Hausflur lag voll betrunkner Menschen, die sich in jenem Stadium der Trunkenheit befanden, wo Bewußtsein bleibt, in welchem man jedoch den freien Gebrauch seiner Glieder nicht mehr hat. —

„Wie sich doch der Mensch, Gottes herrlichstes Geschöpf so erniedrigen kann!" seufzte Ritter Kunibert, indem er mit Mühe über die Körper der Daliegenden hinschritt, während der Knappe Hans, so wie er sah, daß die Hierliegenden ihm nicht mehr schaden könnten, tüchtig auf ihnen herumtrappte, auf welche Behandlung jedoch ein dumpfes thierähnliches Gebrumme die einzige Antwort der entsetzlich mit blutbesudelten Menschen war.

Man hatte sowohl Kunibert als Hans ihre Waffen genommen, und der Letztere ging daher dreist in die Zechstube und suchte derselben wieder habhaft zu wer-

den. — Er kam auch bald wieder heraus, denn er hatte das Gesuchte auf dem nehmlichen Flecke gefunden, auf den die Mörder selbe gestern hingeworfen hatten. — Hans berichtete ferner, daß es in der Stube fast eben so aussehe, wie in der Hausflur, nur der Mönch und Ritter Luitpold haben noch einigermassen Besinnung, seien jedoch gerade im heftigen Streite begriffen, in welchem sie ihn nicht gesehen zu haben schienen.

Sie zogen nun die Pferde aus dem Stalle und schickten sich zum Abreiten an, als Hans bemerkte, daß die Wirthin mit rothgeweinten Augen unter der Thüre des Stallgebäudes zum Vorschein kam und ihm winkte. Hans näherte sich ihr und sie sprach:

„Ach, ihr seid ja die guten Männer, die gestern die gräuliche Nacht verhüten wollten. — Ach, für die armen Juden, unter denen doch noch viel gute Leute sind, giebts im ganzen deutschen Reich keine Sicherheit mehr. — Bittet doch Euern Herrn, er möchte einem braven, herzensguten alten Israeliten, der sich gestern flüchtete, einen Zufluchtsort auf Euerer Burg gewähren, der Isaak ist gar ein geschickter Mann und kann es Euch auf hundertfältige Art wieder ersetzen."

Hans trat zu seinem Herrn und theilte diesem das Gehörte mit. — Ritter Kunibert besann sich einige Minuten und meinte dann: „Je nun für eine Person giebt's wohl noch zu essen bei uns, und meine Burg anzufallen, werden sich die Wüthriche wohl hüten. — In Gottesnamen, Weib! gieb den Mann her und Gott wird Dich segnen um Deiner Barmherzigkeit willen."

Das Weib schaute sich ängstlich um, gleichsam, als glaubte sie, einer der Mörder könne sie hören, dann flüsterte sie: „Reitet nur voraus bis zum Eingange je-

nes Waldes, in jenem habe ich den guten, lieben Isaak verborgen mit seiner Judith!"

Sie zog sich schnell zurück, die Beiden gaben jedoch ihren Pferden die Sporen und ritten dem Laufe der Landstrasse nach. — Mit seiner Judith, brummte der Ritter, ein Jude ging an, aber eine Jüdin. — „Bitte Euch Herr!" bat Hans, „werdet darum nicht böse, habt Ihr doch oft zu mir schon gesagt, man soll nichts am allerwenigsten aber ein gutes Werk halb thun. — Seht nur einmal in die Felder, und ich wette, Euer Herz wünscht, daß Ihr gestern alle diese Leute in Eurer Burg gehabt hättet."

Und wirklich war der Anblick herzzerreißend. — Da lag ein alter Greis mit schneeweißen Haaren, die jetzt mit Blut befleckt waren, das aus der weitklaffenden Kopfwunde geströmt hatte. — Dort lag ein junger Mann der sein Leben theuer verkauft zu haben schien, mit einem orientalisch geformten Dolche in der Hand, und zwei seiner Verfolger neben ihm.

Viele Leichname, Weiber, Greise, unmündige Kinder vermischt mit Männern in der Blüthe ihres Lebens lagen allerwärts todt herum, und der eckelhafte Geruch, der aus den Gluthaufen der niedergebrannten Wohngebäuden in schwarzen Rauchwolken aufstieg, und sich in stinkendem Qualme über die Gegend lagerte, verkündete daß wohl noch mehr ihren Tod in den Häusern gefunden und von den leckenden Flammen ihre Leichname verzehrt geworden seien.

Kunibert gab seinem Pferde, das, als ahne es die Gräuel, unruhig schnaubte die Sporen und sprengte dorthin, wo der Wald sein grünes Heiligthum ihnen öffnete. — Dort schauten sie sich um den Juden, der hier versteckt sein sollte, um. — Sie konnten denselben jedoch nirgens gewahr werden, und wollten schon ihre

Reise, etwas unruhig, fortsetzen, als Hans meinte, es wäre das beste, eine Zeitlang zu warten, vielleicht komme die Wirthin nach, die in der Eile wohl die Hauptsache vergessen haben möchte, wie es bei Weibern oft zu geschehen pflegt.

Kunibert war damit zufrieden, und sie stiegen von den Rossen und lagerten sich ins hohe Waldgras. — Nicht lange mochten sie so gerastet haben, als jemand, vorsichtig sich umschauend, die Zweige auseinander bog, und sich, als sie die Beiden erkannte, näherte. — Es war die Wirthin, die sich auf einem Seitenpfade in den Wald geschlichen hatte. — Sie bat nun den Diener, ihr zu folgen, indem sie ihn zum Aufenthalte des armen Heimathlosen führen wolle.

Ritter Helmishofen wollte jedoch seinen Knappen auch begleiten, und so gingen sie, die Zügel der Pferde um den Arm geschlungen, neben den Thieren her.

„Aber, wie kommt es denn,“ meinte Kunibert, „daß ihr, gutes Weib, Mitleid mit dem Hebräischen hattet, seid ihr aus anderm Stoff gewebet, als Eure Nachbaren, als selbst Euer Mann, der heute Nacht auch nicht der Letzte im Dareinschlagen war.“

„Gott, verzeihe ihm die Sünde,“ entgegnete das Weib. — „Ich war viele Jahre lang Magd in dem Hause des Mannes, den zu retten, ihm einen Zufluchtsort zu geben, ich Euch wiederholt anflehe. Als ich einmal dreiviertel eines Jahres krank war, erhielt ich die sorgsamste Pflege. — Der alte Ben Isaak reichte mir die kostbarsten Arzneien, und als ich meinen Jakob heurathete, erhielt ich ein Brautgeschenk das uns in den Stand setzte, jene Wirthschaft dort zu kaufen.“

„Mein Jakob hat vergessen, was er dem Juden für Dank schuldig ist, ich hab' es aber nicht vergessen, und

als gestern man mit Euch beschäftigt war, eilte ich schnell durch eine Hinterthüre meines Hauses und warnte den alten Mann. — Sein Sohn war eben abwesend, und der Isaak mit seiner Enkelin allein zu Hause. — Ich riß den vor Schreck Halbtodten fort in eine Holzhütte des Waldes, dort ist er, und dort führe ich Euch hin.“ —

„Bravo, Weiblein,“ lobte Hans. — „Die Engel im Himmel müssen sich freuen über Euch, wo brachtet Ihr aber die Nacht zu, die für Euch gewiß auch schreckensvoll genug gewesen sein muß.“

„Ich war im Anfange derselben beschäftigt, den alten Juden und seine Judith in ihren Schlupfwinkel zu führen. Später verbarg ich mich im Stalle, um nur den Lärm nicht zu hören und als Ihr in der Frühe aufbrachet, gab mir Gott den Gedanken, Euch zum Werkzeuge zu gebrauchen, wodurch der gute Ben Isaak jeder weitern Gefahr entrissen werde.“

Wie sie noch so redete, erblickten sie in den Ferne eine einfache Hütte, blos aus Baumstämmen und Tannenzweigen errichtet, die von Epheu und Geisblatt üppig überwuchert war.

Das Weib zeigte mit dem Finger auf selbige und sagte zu Kunibert: „An der Rückwand hat die Hütte eine kleine Oeffnung, durch selbe können wir die Leutchen beobachten was sie jetzt treiben.“

Kunibert folgte gerne dieser Einladung, und während Hans bei den Pferden blieb, ging sein Herr mit dem Weibe bis zu dem Felsen, an welchen sich die Hütte lehnte; die Wirthin schob behutsam einige Baumrinden bei Seite und bedeutete dann durch Zeichen dem jungen Ritter, hier hineinzublicken.

Derselbe folgte ihrem Gebot. — In einer Ecke der

Hütte saß ein Greis in einfachem, schwarzem Gewande, ein stattlicher weißer Bart wallte ihm über die Brust hernieder bis zum Gürtel; mit wehmüthigen Blicken betrachtete er ein Mädchen von 10 — 12 Jahren, die ihr Köpfchen auf seinen Schooß gelegt hatte und süß schlummerte. — Ein wunderschönes Kind, mit pechschwarzen Locken, die in zahllosen Ringeln ihr über die Schultern hernieder fielen. Der Alte faltete die Hände und blickte gar andächtig gegen Himmel; dann murmelte er:

„Starker Gott! verzeihe, wenn in dieser schrecklichen Nacht mein Herz zaghaft ward, Zittern und Angst mich ergriff und kein Muth mehr in mir blieb vor dem Grimme der Wütheriche, welche entschlossen waren, Deine Kinder, Jehova! zu verderben.

„O Herr, siehe, noch sind es nicht fünfzig Jahre, seitdem unser Blut vergossen worden, in einer ähnlichen Verfolgung, die wir von den Christen erleiden mußten, wie Wasser, zur Heiligung deines großen, starken und furchtbaren Namens. Willst denn Du, o Herr, uns ewig verstoßen? Und was willst Du uns noch thun um Deines Namens willen. Soll einmal über das andere Mal Trübsal sich erheben gegen die Kinder Israels."

„O Herr! höre unser Seufzen, gedenke Deines Bundes, den Du in viel alter Zeit mit Deinem Volke geschlossen, wende Dich zu uns und erbarme Dich nach Deiner großen Barmherzigkeit. *)

Ritter Kunibert standen Thränen in den Augen,

*) Das Gebet ist ächt und aus der Chronik des Joseph Ben Mair über die Judenverfolgung im Jahr 1146. — Handschrift!

denn das Gebet des alten Juden, der allein gerettet aus einer Verfolgung, die der Einwohnerschaft einer ganzen Gemeinde den Tod gebracht, den nur die Dankbarkeit eines Weibes, der er früher Gutes erwiesen, gerettet, hatte ihn ungemein angegriffen.

Das Weib gab das verabredete Zeichen, indem sie derimal in die Hände klatschte, worauf der Alte die Hindernisse mit welchen er von innen die Thüre verrammelt, wegräumte und öffnete. — Er erschrack sehr, als er die Männer in der Gesellschaft des Weibes erblickte. Er mochte wohl denken, „hat sie, sie, die Einzige, die Erbarmen mit uns trug, uns dennoch verrathen. — Wohlan in die Fußstapfen der Hingewürgten will ich treten und standhaft sterben. Doch meine Enkelin!“

Die Besorgnisse des Juden wurden jedoch bald gehoben, da ihm die Wirthin in hastigen Worten erklärte, daß die Männer bereit seien, ihn in einen sichern Zufluchtsort zu führen. — Die kleine Ditta, wie die Wirthin, anstatt Judith sagte, wurde hierauf geweckt; Ritter Kunibert nahm das arme Kind vor sich aufs Pferd. Hans setzte den alten Isaak auf das seinige und hatte im Sinne, wenn er etwa ermüde, sich ebenfalls aufzusetzen, ohne dem Rosse zuviel zuzumuthen, denn solche Pferde mußten oft das Gewicht der zentnerschweren Lasten der eisenumhüllten Kämpfer, spielend zum Turnier und zur Schlacht, tragen.

Die Wirthin nahm gar zärtlich und unter vielen Thränen Abschied von den beiden durch ihre Sorgfalt Geretteten, und steckte dem Hans ein großes Stück Brod zu, welches er in Bälde recht wohl brauchen konnte, da die kleine Ditta, bevor eine Stunde verfloß, über heftigen Hunger klagte.

Als sie wieder auf der Landstraße waren, und die Breite des Weges ihnen gestattete, neben einander zu reiten, erzählte der alte Ben Isaak, daß er vor 50 Jahren, als er kaum ein Dutzend Jahre zählte, ebenfalls beinahe den Tod bei der großen Judenverfolgung, welche bei Gelegenheit des ersten Kreuzzuges im Jahr 1096 stattgefunden hatte, und daß ihn nur die Güte eines frommen Geistlichen, „Segen Gottes mit ihm," sagte Ben Isaak, vom sichern Tode gerettet.

„Da müßt ihr ja in beständiger Todesfurcht schweben," meinte Hans. „Das nun eben nicht," entgegnete Isaak, „seht meine grauen Haare an, sie sind gleichsam die Bezeichnung, daß der Tod nicht mehr lange auf sich warten lassen wird, und vor einem gewissen Schicksale zittere ich nun nimmermehr. — Die Jugend kann, das Alter muß sterben, und ich sehne mich sehr einzugehen in das Himmelreich, da denn der Messias gar nicht kommen will."

„So hofft ihr denn immer noch auf Euern Messias?" fragte Kunibert etwas neugierig.

„Freilich," entgegnete der Alte. — Ach, aber nur zu gut weiß ich, daß er nicht kommen wird, denn die Zeiten, die die heiligen Bücher, als die Zeiten seiner glorreichen Ankunft meldeten, sind längst vorüber und große Gesetz- und Schriftkundige unseres Volkes meinen daher, daß der Messias um der großen Sünden des Volkes Israel zu kommen verhindert worden sei. Ach leider! ist die Zeit noch nicht besser geworden und mein Volk, mein armes Volk, hat sich auch noch immer nicht zum Herrn gewendet: in Demuth, Reue und Buße." —

Unter diesen und andern Gesprächen hatten die Reisenden nicht bemerkt, daß sich allmälig der Himmel

mit Wolken überzogen, jetzt aber fielen große Tropfen, und da die Burg des Helmishofers nicht mehr gar entfernt lag, so gaben sie ihren Pferden die Sporen und mäßigten ihre Eile erst, als der steile Weg, der zum Schlosse hinaufführte, dasselbe als Nothwendigkeit gebieterisch forderte.

Burg Helmishofen war nicht gar groß, ein breiter Wassergraben umgab sie von allen Seiten, dann kam eine dicke Umfassungsmauer, dann der Schloßhof und endlich die Burg selbst. Letztere war ein einfaches Gebäude, das an jedem der vier Ecke von einem mächtigen Thurme überragt war.

Schon zeigten die Mauern Spuren des Verfalles, und als der alte Isaak meinte: „ein gar schönes, festes Schloß von furchtbarer, starker Lage, so etwa Eure Feinde Euch etwas anhaben wollten!" konnte der junge Ritter Kunibert einen Seufzer nicht unterdrücken, denn gar zu gern hätte er auf die Unterhaltung des Schlosses seiner Ahnen mehr aufgewendet, wenn es seine beschränkten Umstände erlaubt hätten.

Sie waren indeß in den Schloßhof eingeritten, und Kunibert erstaunte nicht wenig, als er erblickte, daß in demselben ein reges Gewühl von Menschen, Pferden und Maulthieren herrschte. Rasch rief er einen seiner Diener zu sich und befragte denselben, was denn dieses zu bedeuten habe.

Dieser entgegnete: daß wenige Minuten vor der Ankunft des Herrn ein Abt aus dem Lande Frankreich, mit Mönchen und Begleitern um Gastfreiheit gebeten habe. — „Und wir glaubten," sagte der Diener, „nur in Eurem Sinne zu handeln, wenn wir selbe gewährten."

„Ich bin damit herzlich zufrieden," entgegnete der Ritter, „führe mich zu ihm, diese Beiden aber," er deu-

tete auf Isaak und Ditta, „führst du in das kleine Thurmzimmer, und suchst zu verhindern, daß einer der Gäste mit ihnen in Verbindung kommt!“

Der Diener versprach es. Kunibert aber stieg die Treppen hinan, um in dem Ahnensaale seines Schlosses den unvermutheten Gast zu begrüßen.

Wir aber müssen uns eine Abschweifung erlauben, um den Mann näher kennen zu lernen, der jetzt auf Helmishofen weilte.

Drittes Kapitel.

Bernhard von Clairvaux.

Bernhard, den die Nachwelt den Heiligen genannt hatte, wurde geboren in Burgund 1091. — Seine Eltern waren fromm und gottesfürchtige Christen, die, (der Vater begleitete eine Stelle am Hofe des prachtliebenden Herzogs, Hugo von Burgund) mitten unter den Zerstreuungen und Verführungen des Hofes, nach den Geboten des Christenthumes lebten, zufrieden mit dem Gute, das sie von ihren Eltern geerbt und nicht bedacht, wie die meisten Adelichen der damaligen Zeit ihre zeitlichen Glücksgüter durch ungerechten Kampf und Fehden zu vergrößern und sich mit fremdem Gute zu bereichern.

Die Mutter bildete ihrer Kinder Sinn und Geist mehr für das Kloster, als für die Welt, hielt sie zu fleißigem Beten und andern Andachtsübungen an und gewöhnte sie an geringe Speisen und jede Art von Entbehrung und Kasteiung.

Nach dem Tode dieser frommen Mutter besuchte Bernhard die hohe Schule zu Chatillon an der Seine, um die Weltweisheit zu lernen. Er lernte jedoch nun

die Eitelkeiten der Lehren, welche seine Mitschüler bewunderten, verachten, machte sich indeß doch mit denselben vertraut, um eben durch diese genaue Bekanntschaft, eben diese Schulweisheit siegreich zu bekämpfen. — Er gewann auch große Fertigkeit in der lateinischen Sprache, in welcher er seine Werke geschrieben, die alles übertreffen, was seine gelehrten Zeitgenossen geliefert haben. Dabei erwarb er sich durch fleißiges Lesen der heiligen Schrift die bewunderungswürdige Fertigkeit, für jede Lehre, für jeden Artikel des Glaubens sogleich die passendsten und beweisensten Schriftstellen zu finden, durch welche er späterhin, wie mit Donnerschlägen, die Weltweisen niederschmetterte, welche ihre kühnen und gewagten Deutungen der christlichen Lehren und Geheimnisse durch mühsam gesuchte und arg verdrehte Aussprüche der Kirchenväter zu beschönigen suchten.

Zwar fehlten ihm, einem Jüngling von schönem Wuchs, blonden Haaren, angenehmer Gesichtsbildung, scharfem Verstande und anmuthiger Unterhaltung mancherlei Lockungen zur Sünde nicht, welche aber nur immer mehr seine Abneigung gegen die Welt befestigten und ihn überzeugten, daß in der Einsamkeit für viele Personen oft nur allein das Heil ihrer Seele zu finden ist.

Einst wanderte er, beschäftigt mit Betrachtungen über die Eitelkeit und Thorheit der Welt und über die Süßigkeit des Seelenfriedens, zu seinen Brüdern, welche ein Schloß, genannt Grancey, belagerten, als sein Gemüth von der Sehnsucht nach gottseligem Leben dergestalt bewegt ward, daß er, unvermögend diesem Drange länger zu widerstehen, in eine Kirche am Wege sich begab und vor dem Altare mit Thränen und inbrünstigem

Gebete aufs Neue Gott sich weihte. *) Seit diesem Tage war sein Entschluß unveränderlich, und die Ruhe und Freudigkeit, welche sein ganzes Leben verklärten, so wie die Begeisterung mit welcher er seitdem von Gott und göttlichen Dingen redete, ergriff die Gemüther seiner Freunde und Verwandten mit unwiderstehlicher Macht.

Er bewog seinen reichen Oheim, einen mächtigen Adelichen, dann seine vier Brüder, die Welt zu verlassen und gleich ihm im Kloster den Frieden zu suchen, den ihnen das geräuschvolle Treiben der Welt nicht zu bieten schien. — Er begab sich mit ihnen in ein Haus zu Chatillon, wo sie sechs Monate lang, noch in weltlichen Kleidern, mit Beten, Fasten und gottesfürchtigen Unterhaltungen ihren Geist immer mehr aus den Schlingen der Sinnlichkeit und des Fleisches zu befreien suchten. — Je ungewöhnlicher eine solche Vorbereitung war, je größer war das Aufsehen, welches sie erregte. Jeder, welcher diese frommen und gottbegeisterten Männer beisammen sah, wurde so sehr ergriffen, daß er entweder sich ihnen anschloß, oder so ihm Hindernisse verboten, sich mit ihnen zu vereinigen, bitterlich über das Schicksal klagten und jene frommen Männer selig pries.

Schon damals, wie zwanzig Jahre später, als Bernhard für den Kreuzzug predigte, verbargen, wie der Mönch Wilhelm zu Signy sich ausdrückt, vor ihm die Mütter ihre Söhne, die Weiber ihre Männer, die Freunde ihre Bekannten, weil der heilige Geist seiner Rede, er mochte öffentlich oder in geheim sprechen, eine

*) Diese Vorfälle erzählt er selbst in seinen Werken, Cap. 3. Seite 1080. — Nach ihm erzählen dasselbe Alanus und Johannes Eremita.

solche Gewalt verlieh, daß nicht Liebe und Freundschaft zurückhielt, seiner Ermahnung zum gottseligen Leben zu folgen.

Seine Schaar mehrte sich täglich, und an einem Tage zogen sie den 23jährigen Bernhard an der Spitze in das Kloster zu Citeaux, das dem Aussterben nahe war. Von dort gründete er mehrere neue Klöster, unter andern ein Nonnenkloster, in welches sich später auch Humbelina, Bernhards Schwester begab.

Als sie mit großer Pracht kam, um ihre Brüder im Kloster zu besuchen, wurde sie von ihrem Bruder Andreas, der ihr an der Pforte entgegen kam, mit harten Worten zurückgewiesen und auch Bernhard weigerte sich, sie zu sehen. — Dieß erschütterte ihr der Sinnlichkeit ergebenes Gemüth so sehr, daß sie, als eine reumüthige Sünderin von Bernhard Trost und Belehrung begehrte. — Mit sanften Worten erinnerte er sie an die Eitelkeit alles Irdischen und hielt ihr das Beispiel des gottseligen Wandels ihrer Mutter vor. — Sie gelobte, sich künftig eines tugendhaften Lebens zu befleißen, hielt wirklich ihr Wort und nahm zwei Jahre nach diesem Vorfalle den Schleier.

Bernhards Vater verließ ebenfalls bald hernach die Eitelkeit der Welt und begab sich zu seinen Söhnen ins Kloster, wo er in ihrer Mitte im hohen Alter eines sanften, seligen Todes starb. — Bald hernach wurde ein neues Kloster gestiftet, und zwar in einem rauhen und abgelegenen Thale, das Wermuththal geheißen, welches der Schlupfwinkel von Räubern gewesen, nunmehr aber den Namen Clairvaux (Clara Vallis) oder helles Thal empfing.

Bernhard wurde zum ersten Abte desselben gewählt und unter seiner Leitung übertraf die neue Gemeinschaft

an Ordnung und Strenge der Regel und an Verdiensten der Werke der Frömmigkeit und Andacht alle Klöster der damaligen Zeit. Keine Entbehrung war den Mönchen von Clairvaux zu schmerzlich, in dem ihr junger Abt, zwar an Körperbau der Schwächste unter allen, aber doch der Stärkste im Fasten und Kasteien allen mit dem besten Beispiele voranging.

Ihr Brod bereiteten sie sich aus Gerste, Hirse und Wicken, so daß einst ein fremder Ordensbruder, der in ihrem Hospiz bewirthet wurde, ein solches Brod mit sich nahm, um es aller Welt zu zeigen; zum Beweise mit welch schlechter Nahrung so treffliche Männer sich begnügen. Niemand konnte ohne Rührung das fromme und einfache Leben von Clairvaux betrachten und Zeuge der Eintracht sein zwischen dem Abte und den Mönchen und der liebevollen Weise mit welcher sie gegenseitig ihre Fehler straften und sich untereinander zur Liebe Gottes und des Heilandes ermunterten. — Bernhards Ermahnungen waren denjenigen, welche gefehlt hatten, nie schmerzlich; denn sie kamen aus wohlwollendem und liebreichen Herzen, eben deßwegen wirkten sie auch desto williger und fester zur Besserung der Betreffenden.

Er forderte niemals soviel von andern, als er sich selbst auflegte und hielt manchen von übertriebenen Kasteiungen ab, wiewohl er selbst nicht einmal in der langwirigen und schmerzlichen Krankheit, welche seinem Leben ein Ende machte, sich eine Milderung seiner strengen Lebensart gestattete; seine Sorgfalt für das Wohl seiner Brüder war ohne Grenzen.

Auch die Sagen von mancherlei Wundern, so der hl. Bernhard verrichtet, welche sich verbreiteten, so sorgfältig er selbst jedes Aufsehen vermied, erhöhten täglich sein und seines Klosters Ansehen bei dem Volke. Derjenigen,

welche aus Sehnsucht nach der Theilnahme an der Frömmigkeit und dem gottseligen Leben der Klosterbrüder von Clairvaux, in diesen Tempel der Keuschheit, Heiligkeit, Gerechtigkeit und allen Tugenden angenommen zu werden wünschten, waren in kurzem bald so viele, daß das zuerst gebaute Kloster nicht hinreichend war, sie alle aufzunehmen. — Bernhard ließ daher ein neues geräumiges Kloster an einem angenehmen Orte des Thals von Clairvaux erbauen, näher dem Fluße, der durch dasselbe strömt.

Aus Clairvaux gingen in kurzer Zeit nach einander mehrere der angesehensten Prälaten hervor, als: die Cardinalbischöfe Stephan von Präneste und Hugo von Ostia und die Cardinalpriester Heinrich und Bernhard, welche immer ihrem geistlichen Vater mit kindlicher Liebe anhingen und seinem Rathe gern folgten. — Auch der königliche Prinz Heinrich, des Königs Ludwig VII. von Frankreich Bruder, wurde Mönch im Kloster Clairvaux, unterwarf sich der ganzen Strenge der Regel und verrichtete, wie die andern Brüder, Dienste in der Küche, bis er zuerst auf den bischöflichen Stuhl von Beauvais, dann auf den erzbischöflichen von Rheims gerufen wurde.

Ja einer der Mönche dieses Klosters bestieg selbst unter dem Namen Eugen III. den päpstlichen Stuhl erinnerte sich aber immer mit Sehnsucht der seligen Tage, die er als Mönch in Clairvaux zugebracht, und hörte auch, als er das Oberhaupt der Kirche geworden, gern den Rath und die Ermahnung seines ehemaligen Abtes. — Hundertundsechzig Klöster in verschiedenen Ländern der Christenheit, einige sogar in den, damals fast außer dem Verkehr liegenden Ländern Dänemark und Schweden, erhielten aus dem Gottes-

hause zu Clairvaux, so lange Bernhard lebte ihre Mönche.

Durch diese Zöglinge von Clairvaux wurde bald in alle Länder der Ruhm Bernhards verbreitet, und alle Christen verehrten ihn als die Zierde und den Schmuck der Geistlichkeit. Wie die Zöglinge von Clairvaux, so legten auch andere fromme und gewissenhafte Geistliche in Spanien, Frankreich, England, Italien, Deutschland und den nordischen Ländern sowohl, als im gelobten Lande die Zweifel und Bedenklichkeiten, von welchen ihre Gemüther bewegt wurden, seiner Entscheidung vor, und folgten seinen Aussprüchen, in welchen nicht weniger tiefe Einsicht und treffender Scharfsinn bewundert, als milde Sanftmuth und billige Schonung verehrt wurden.

Bernhard erlangte eine große Herrschaft über sein Zeitalter, weil mit glänzenden Fähigkeiten das richtigste Gefühl für die bescheidene Wirksamkeit seiner Kräfte vereinigt war, um einer Wirksamkeit zu entsagen, wo es ihm etwa unmöglich war, durchzudringen. Seine feurige Begeisterung für alles, was ihm als wichtig und heilig erschien, ward durch die genaueste Kenntniß und Schätzung sowohl seiner eigenen, als auch fremder Verhältniße geleitet, so daß seine Festigkeit und Standhaftigkeit niemals weder in Trotz noch Eigensinn ausartete; er war nachgiebig, wo die Sache Nachgiebigkeit erforderte, und hingegen felsenfest, wo durch Beharrlichkeit und Stetigkeit das zu erreichen war, was er für gut und trefflich hielt.

Je redlicher sein Eifer für die Religion und die Kirche war, um desto weniger war Bernhard blinder, engherziger Eiferer gegen unschädliche Vorurtheile und Irrthümer. Aber niemals leitete eine niedrige Absicht oder Menschenfurcht seine Schritte. Die Besorgniß, Andere

zu beleidigen, führte ihn nicht von der Bahn des Rechts und der Pflicht; was er als wahr und recht erkannt äußerte er freimüthig ohne alle Rücksicht. — Er war streng in seinem Urtheil ohne alle Härte, wie in dem Umgange mit Menschen liebreich, ohne Heuchelei und aufrichtig ohne Bitterkeit.

Sein Vertrauen auf Gottes Beistand in allen wichtigen Handlungen seines bewunderungswürdigen thätigen Lebens war felsenfest und stärkte seinen Muth gegen alle Schwierigkeiten. Die Strenge des Lebens, welches er sich selbst noch über die Forderung der strengen Regel seines Ordens sich aufgelegte, erstickte in ihm nicht den Sinn für das feinere Leben, welches er seiner vornehmen Geburt verdankte. Eben dieser Sinn für das feinere Leben gab in den Augen der Welt der Strenge seines Lebens desto größere Verdienstlichkeit. Die Fürsten und Edelleute, wenn das fromme und gottselige Leben des heiligen Mannes ihnen Ehrfurcht gebot, fanden zugleich Gefallen an der Feinheit seiner Sitten und seiner Gewandtheit im Umgange, ohne daß er jemals ihrem verkehrten Geschmacke fröhnte, oder ihren Vorurtheilen schmeichelte; sowie die Geistlichkeit seine ausgebreitete Gelehrsamkeit und seine Geschicklichkeit, die christliche Lehre gegen verführerische Irrlehren zu vertheidigen, bewunderte, und das Volk an seiner Herablassung und Milde sich erfreute.

Er war der Freund und Rathgeber aller Stände. Die mächtigsten Fürsten hörten auf seine Ermahnung und Belehrung so willig, und nahmen seinen Zuspruch und Trost so freudig an, als der geringste Mönch oder Laie. — Den Grafen Thibaut von Champagne führte Bernhard aus dem Pfuhl der Sünden zum frömmsten, christlichsten Wandel, und der deutsche Kaiser Lothar

und seine Gemahlin Richenza verschmähten seine Ermahnung nicht, als er nach Deutschland kam, um zwischen ihnen und dem Hause der Staufen Frieden zu stiften.

Auch entzog er niemand seinen Beistand, wer es auch sein mochte, wo er helfen konnte. — Er war wie einer seiner Lebensbeschreiber sich ausdrückt, den Traurigen Trost, der Bedrückten Hilfe, der Rath der Aengstlichen, die Genesung der Kranken und die Unterstützung der Armen. Diese unermüdete, rastlose Thätigkeit des frommen Mannes ist um so bewunderungswürdiger, da sie ihm durch die Schwäche und Kränklichkeit seines von Anstrengungen der Andacht und gewaltsamen Kasteiungen ermatteten Körpers so sehr erschwert ward.

Je mehr er in der Welt gesucht war, desto theurer wurde ihm die Einsamkeit seines Klosters, und wenn er außer seinem Kloster zu leben gezwungen war, so erweckten die Ehrenbezeugungen der Fürsten und Herren in ihm nur die Sehnsucht nach den gottesfürchtigen Unterhaltungen mit den Klosterbrüdern. Was hat auch die Welt mit aller ihrer Eitelkeit für Reize für den frommen Mann, der nur mit Gott beschäftigt, keinen Genuß der Sinne schätzte, der einst an den Ufern des Genfersees einen ganzen Tag ritt und erst am Abend in der Herberge von den Gefährten von dem schönen See hörte, dessen Herrlichkeit er, in Betrachtungen vertieft, nicht bemerkt hatte. Niemals war er heiterer, als wenn er unter seinen Mönchen war; ungeachtet aller Strenge seiner Grundsätze und seines Wandels, ungeachtet der ernsten Betrachtungen welche seinen Geist beständig beschäftigten, verbannte er nicht Munterkeit und Laune, und erheiterte die Brüder oftmals durch fröhlichen Scherz.

Das heilige Grab, das durch den ersten Kreuzzug für die Christenheit erobert worden war, war um diese

Zeit in der äußersten Gefahr, wieder in die Hände der Heiden zu fallen. — Flehentliche Briefe trafen aus Palästina ein und baten, zu Hilfe zu kommen mit Heereskraft. — Viele Geistlichen predigten einen zweiten Kreuzzug. — Auch zeigte der König von Frankreich große Lust hiezu, doch seine Rathgeber, verständige Männer beredeten ihn, nicht unbedachtsam ein so schweres Gelübde abzulegen, sondern zuvor den Rath des frommen und weisen Abtes Bernhard von Clairvaux zu hören, welcher auch alsbald nach dem Orte gerufen wurde, wo der König damalen residirte.

Bernhard, bescheiden und vorsichtig, wie in allem seinem Thun und Lassen, wagte nicht, weder zu ermuntern, noch abzumahnen, sondern rieth, den Papst Eugen um Rath in dieser wichtigen Angelegenheit zu befragen. — Da wurde die Absendung einer Gesandtschaft an den heiligen Vater in Rom beschlossen. — Der Papst lobte und pries den frommen Entschluß als rühmlich und Gott wohlgefällig. — Er klagte bitterlich, daß er das Werk Gottes nicht durch seine eigene Anwesenheit in Frankreich fördern könnte, da er unmöglich Rom verlassen dürfe, wolle er nicht Anlaß zu Unruhen geben. — Er ertheilte daher seinem ehemaligen Abte, dem Bernhard von Clairvaux, den Auftrag an seiner Statt in Frankreich das Kreuz zu predigen.

Der fromme Abt Bernhard empfing den schweren Auftrag, das Kreuz zu predigen, zu einer Zeit, da sein durch die mühevolle Thätigkeit vieler Jahre und angestrengter Arbeiten ganz erschöpfter Körper gar sehr der Ruhe bedurfte; schon seit drei Jahren hatte er, in der Stille seiner Zelle die Auflösung seines hinfälligen Leibes erwartend, sein Kloster nicht anders verlassen, als nur, um den jährlichen Zusammenkünften der Aebte sei-

nes Ordens beizuwohnen; noch wenige Wochen vorher hatte er den Papst Eugen gebeten, keine neue Last auf ihn zu legen, weil seine schwachen Kräfte kaum hinreichten für das, was er schon trage.

Gleichwohl aus Gehorsam gegen das päpstliche Gebot begann er muthig das Werk, welches mehr noch, als die Thaten seiner kraftvollen Jahre seinen Namen verherrlichen sollten; die Begeisterung für die Sache Gottes, welche ihn ergriff, sobald er zu ihrem Apostel durch das sichtbare Oberhaupt der Kirche berufen wurde, belebte seinen schwachen Körper mit neuer Kraft; das feste Vertrauen auf Gott, welches sich stets in seinen Reden und Handlungen offenbarte, theilte sich allen mit, welche ihn sahen und die Gewalt seiner Rede wirkte um desto mächtiger, jemehr sich Gott dadurch zu verherrlichen schien, daß aus dem Munde eines schwachen entkräfteten Greises solch gewaltig ergreifende Rede strömte.

Zuerst empfingen, nachdem Bernhard zu Vezelay das Kreuz gepredigt, in zahlloser glänzender Versammlung König Ludwig, und seine Gemahlin Eleonora und ihre Dienerschaften, dann die Grafen von Flandern und von Blois und gar viele andere aus Bernhards Händen das Kreuz. — Dann führte der Abt den mit dem Kreuze bezeichneten jugendlichen König zu sich auf die Rednerbühne und zeigte ihn dem versammelten Volke. Wer konnte der zwingenden Gewalt eines solch ermunternden Beispieles widerstehen! Kaum konnte Bernhard den Brief des Papstes Eugen vorlesen, kaum einige Worte der Ermahnung den tröstlichen und ermunternden Verheißungen, welche dieser Brief für alle Kreuzfahrer enthielt, hinzufügen, so ließ ihn schon das ungestüme Geschrei Derjenigen, welche das Kreuz begehrten, nicht weiter reden und in kurzer Zeit hatte er die Kreuze,

welche er mitgebracht, mehr ausgestreut, als ausgetheilt. —

An jedem der folgenden Tage vermehrte sich die Zahl der Bekreuzten. Die Zuversicht und die Freudigkeit derer, welche das Kreuz genommen, reizte auch Andere. Um das Verlangen derer zu befriedigen, welche von ihm selbst das Zeichen des heiligen Gelübdes zu empfangen begehrten war er genöthigt, seine eigenen Kleider zu diesem Zwecke zu zerschneiden, und so lange er zu Vezelay blieb, war er stets beschäftigt, Kreuze zu bereiten, sie zu segnen und sie den darnach Verlangenden zu spenden.

Ehe diese zahlreiche Versammlung sich trennte, wurde festgesetzt, daß alle mit dem Kreuze Bezeichneten im nächsten Frühlinge bereit sein sollen, mit dem Könige die Gottesfahrt anzutreten. Alle begaben sich mit frohem Herzen zu Hause und rüsteten sich mit Eifer. Alle Streitigkeiten waren vergessen; alle Fehden versöhnt.

Der König Ludwig sandte Gesandte an alle Fürsten, deren Lande er etwa mit seinem Heere durchziehen mußte, und traf alle möglichen Voranstalten, welche ein so großes Unternehmen erforderte.

Während dieses geschah, durchreiste Bernhard fast ganz Frankreich, um sein angefangenes Werk zu vollenden und predigte überall das Kreuz. Wohin er nicht selbst kommen konnte, da sandte er Briefe voll Worte der kräftigsten Ermahnungen und aufmunternsten Verheißungen, entweder von ihm selbst oder von seinen vertrauten Klosterbrüdern geschrieben. Er beschwor in diesen Briefen alle waffenfähigen, christlichen Männer, die armen christlichen Brüder im Morgenlande ihrer Trübsal und Angst und den Ketten und Banden der Heiden nicht länger preis zu geben. Er legte ihnen ans Herz,

wie unwürdig es sei, das Land den Ungläubigen zu überlassen, in welchem der Sohn Gottes gelebt und gestorben für die Sünden der Welt. Er ermahnte die Ritter, von ihren thörichten Kampfspielen abzulassen, welche nur Verderben brächten und nicht den Ruhm der Tapferkeit, sondern die Schmach der Thorheit gewährten, und dagegen diese Gelegenheit zu einem herrlichen Kampfe nicht zu versäumen, in welcher der Sieg Ruhm und der Tod Gewinn sei.

Keines seiner Worte fiel auf unfruchtbaren Boden und mit bescheidener Freude meldete Bernhard die gesegnete Wirkung seiner Kreuzpredigten in Frankreich dem Papst Eugen: „Was ihr geboten, schrieb er, habe ich befolgt und die Hoheit des Gebietenden hat meinen Gehorsam befruchtet. Ich habe verkündet und geredet, und sie haben sich gemehrt über alle Zahl."

Und nun wollen wir zu unserer Erzählung zurückkehren.

Viertes Kapitel.

Der zurückgebliebene Gast.

Der Ahnensaal von Schloß Helmishofen war ein ziemlich großes Gemach, dessen Decke gar künstlich aus Eichenholz geschnitzt ward. In der Mitte stand ein großer Tisch an dessen oberstem Ende ein Mann, der schon alterte, in Mönchskleidung saß, und eifrig in sein Brevier, das er vor sich liegen hatte, blickte. Ihn umgaben mehrere gleich gekleidete Männer, welche sich eifrig mitsammen unterredeten. —

Als Kunibert eintrat und sich ehrerbietig vor den geistlichen Männern verbeugte, erhob sich der älteste und sprach etwas zu dem Burgherrn, das dieser jedoch

nicht verstehen konnte, da er nur seiner Landessprache kundig war. — Einer der andern geistlichen Würdenträger machte nun den Dollmetscher, indem er sprach:

„Der hochwürdige Abt Bernhardus von Clairvaux, der von Speier kommt, wurde vom Unwetter genöthigt Euer Gast zu sein, und bietet Euch seinen Gruß und Segen.“

Der Ritter drückte in kurzen, aber aufrichtigen Worten sein Bedauern aus, nur seine Muttersprache zu verstehen und setzte sich an die Tafel, nachdem er die Einladung hiezu erhalten hatte.

Jener Mönch, der Kunibert zuerst angeredet, unterhielt sich lebhaft mit dem Hausherrn und meinte, er würde wohl auf der Jagd gewesen sein. Hiedurch bewogen, erzählte der Ritter die Erlebnisse der Nacht. Lebhaft hievon ergriffen, wandte sich der Mönch an den Abt von Clairvaux, an Bernhard und sprach lange und lebhaft mit ihm, an welchem Gespräche auch die übrigen Geistlichen großen Antheil nahmen.

Bernhard rang im Verlaufe der Erzählung die Hände, und schien eifrige Befehle zu ertheilen. — Der Mönch wandte sich aufs Neue an den Hausherrn und bat ihn, einen Wegweiser mit einem Geistlichen zu senden, damit er denselben nach jenem Orte, wo die Gräuelthaten verübt worden, führe, um den Mönch Radulph, den Anstifter des Unheils, unverzüglich in sein Kloster zurück zu schaffen.

Gar gern entsprach Kunibert diesem Wunsche. — Der Himmel hatte sich indeß aufgehellt, und die Geistlichen machten sich zum Aufbruche bereit; nur einer derselben, ein Deutscher, bat um die Erlaubniß, auf einige Tage im Schloße bleiben zu dürfen, bis ein Diener eines Grafen mit Nachrichten ankomme, mit

welchen er dann ungesäumt den Seinigen nachzureisen habe. —

Die Gäste erhoben sich, dankten dem Ritter und bestiegen ihre Reitthiere, und bald bewegte sich der Zug langsam den Berg hinab; und die wenigen Diener auf Helmishofen glaubten geträumt zu haben; denn Gäste waren gar selten auf der einsamen Burg.

Der zurückgebliebene Mönch, ein Mann in der Blüthe seiner Jahre, war ehevor ein fröhlicher Rittersmann gewesen, aber der Tod seiner Frau hatte ihn dermaßen betrübt, daß er allen irdischen Freuden und der Welt Adieu sagte und im Kloster den Frieden suchte, den er auf Erden nur dort zu finden hoffte.

Das offene herzliche Benehmen seines Wirthes behagte ihm, bald saßen sie beisammen in des Ritters Wohnstube, und der Mönch erzählte gar vieles von Bernhard, den er fast bei lebendigem Leibe als Heiligem verehrte.

„Was hat ihn wohl bewogen, nach Deutschland zu kommen, meinte Kunibert, ein Mann in seinen Jahren, soll mit seinen Kräften haushälterischer sein.“

„Im Gottesdienste gibt es keine Ruhe, antwortete der Mönch. — Die gräulichen Juden-Verfolgungen schmerzten den heiligen Mann so ungemein, daß er aufbrach und wirklich in mancher Stadt unsers lieben Vaterlandes den Sturm legte, der gegen die unglücklichen Kinder Abrahams sich erhoben. — Zu gleicher Zeit wollten wir auch die Deutschen zum Kreuzzuge zu bewegen suchen und sind jetzt wirklich auf dem Wege nach Frankfurt, wo König Konrad weilet, um ihn zu bewegen sich an die Spitze der Schaaren zu stellen, die sich in Deutschland schon erhoben haben. — O, was wird dieses für eine herrliche Kreuzfahrt sein, welche

von dem Könige der Deutschen und jenem der Franken gemeinsam angeführt wird. — Denn das Beispiel der Begeisterung für das heilige Grab, welche durch Bernhard in Frankreich erweckt wurde, wirkt auch auf andere Völker, zu welchen die Kunde von seinen begeisternden Reden und deren gesegnete Wirkung drang. Schon haben in England und an verschiedenen Seeküsten kühne Seefahrer das Kreuz genommen, um sich dem Heere des französischen Königs anzuschließen, auch in Italien und selbst in Ungarn weihen sich viele tapfere Männer dem Kreuze."

„Ich bedaure ungemein, kein Schwert ziehen zu dürfen in dem heiligsten aller Kämpfe, keinen Antheil zu bekommen an dem herrlichsten aller Siege, denn wenn der erste Kreuzzug schon so große Folgen gehabt hat, was wird erst dieser für eine haben. — Dort leiteten das Unternehmen nur Herzoge, Fürsten und Grafen, und hier werden sich ohne Zweifel die bedeutendsten Männer der Christenheit, die erhabensten Regenten dem Zuge anschließen."

„Ohne Zweifel werdet auch Ihr junger Ritter und werther Wirth! an dem Zuge theilnehmen, bei dessen Gedenken schon meine Phantasie sich erhitzt. — Ei, welch glänzende Gelegenheit, Ruhm, Ehre und reiche Beute zu erheben, vielleicht gar ein Fürstenthum in jenem Lande, das, wie die heilige Schrift sagt, von Milch und Honig fließt." —

Verlegen schwieg Kunibert, er hatte eine Art Abneigung gegen die Kreuzesfahrt, aber er schämte sich doch, seine Bedenklichkeiten dem Mönche, den er noch so wenig kannte, anzuvertrauen. — Um daher das Gespräch auf etwas anderes zu leiten, begann er:

„Aber warum schützt denn der Abt von Clairvaux,

ein Mönch, die Juden, während ein anderer, jener entsetzliche Radulph in rasender Wuth das arme Volk zu vernichten strebt?“

„Unser Abt spricht,“ sagte der Mönch, „kommt laßt uns ziehen, gen Jerusalem zum Grabe unsers Heilandes, aber hütet euch, daß Ihr mit den Juden nicht anders, als freundlich verfahret; wer sie antastet, das ist eben soviel, als taste er freventlich den Augapfel des Erlösers Jesu Christi an; denn die Juden sind zu allen Zeiten das gebenedeite Volk Gottes gewesen, das er gar wunderbar, während die größten Nationen untergiengen, erhalten hat. — Der Mönch Radulph redet daher nicht recht, denn schon David sagt in den Psalmen (58, 12.) Erwürge sie nicht, daß es mein Volk nicht vergesse.“

„Er empfiehlt mit eindringender Beredtsamkeit Schonung der Juden; er erinnert die Schwärmer daran, daß die christliche Kirche viel glänzender über die Juden siege, wenn sie täglich sie ihres Irrthumes überführe und belehre, als wenn sie mit einem Male durch die Schärfe des Schwertes sie vertilge, und daß von den Kirchenvätern das Gebet für dieses verblendete Volk, welches am Charfreitage vom Morgen bis zum Abende dargebracht wird, daß Gott der Herr die Decke von den Herzen der Juden nehmen möge, damit sie das Licht der Wahrheit erkennen können, nicht geboten sein würde, wenn Gott ihren Untergang und ihr Verderben wolle. — Er verdammt mit harten Worten, daß Radulph eigenmächtig die Einsamkeit seines Klosters verlassen und des Lehramtes sich angemaßt habe und den Pflichten seiner Regel entgegen, in aufrührerischem Ungehorsam gegen die Gewalt der Bischöfe sich im Getümmel der

Welt herumtreibe und die einfältigen, ungelehrten Christen zu Mord und Todschlag verführe."

„Das freut mich gar sehr, meinte Kunibert, denn wißt, ich wurde vergangene Nacht eingesperrt mit meinem Knappen, weil ich den Mordgräuel zu verhindern strebte, und wirklich war ich so glücklich, einen uralten Juden zu retten oder doch wenigstens etwas dazu beizutragen." —

Und Kunibert erzählte dem Mönch die nähern Einzelnheiten des Vorfalles mit der Wirthin und beschrieb ihm den Juden als einen höchst rechtschaffenen Mann, so daß der Mönch bat, ihn auch sehen zu dürfen. — Kunibert führte ihn auch wirklich in das Thurmgemach, doch sie trafen den guten Alten todtkrank an, und die kleine Ditta weinend an seinem Lager. — Der alte Isaak hatte die Hände gefaltet, und flehte mit lauter Stimme zu Jehova um Erbarmen für die armen Kinder Israels.

Heftig erschrack er, als der Mönch eintrat, und umschlang mit beiden Händen das Mädchen, doch wie freute er sich, als der Mönch ihm erzählte, wie ein frommer Abt aus fernem Lande sich aufgemacht habe, und überall durch seine Bemühung die Judenverfolgung ihr Ende erreicht habe.

Des alten Israeliten Augen glänzten voll Begeisterung und er sprach mit leiser Stimme betend:

„O starker und gewaltiger Gott; hast Du Deine Zuchtruthe zurückgezogen von Deinem Volke, o segne den wackern Priester, den sie Bernhard nennen, der kein Lösegeld gefordert von Juda, obwohl er von Herzen Gutes für Israel gethan und geredet. Ich preise Dich, o Herr; denn Du bist zwar zornig gewesen wider uns, aber Dein Zorn hat sich gewendet, und Du

tröstest uns wieder. — Gelobet seist Du und gepriesen und Dein Name Jehova sei gelobt und gebenedeit durch die Länder, die Dein irrendes und verwaistes Volk durchzogen hat, vom Anfange bis zum Ausgange jetzt und immerdar, bis in die fernsten Zeiten. Amen“

Das Gesicht des alten Isaak war immer blässer geworden, während er voll Eifers betete, der Mönch flüsterte erschrocken dem Ritter zu: „um Gotteswillen, der Mann stirbt, und während Kunibert, seinen Diener Kurt nach einem stärkenden Arzneimittel sandte, wie es ihm der heilkundige Mönch angab, verdrehte Isaak die Augen, warf noch einen brechenden Blick auf die jammernde Judith, einen zweiten gegen Himmel, und war eine Leiche.

„Herr, nehme ihn gnädig auf in Dein Reich, denn er diente Dir auch, wenn gleich auf andere Weise, als Dein eingeborner Sohn es uns lehrte,“ sprach der Mönch, drückte dem Alten die Augen zu, zog des Lagers wollene Decke über den Leichnam, und verließ, während Kunibert die kleine Ditta, die sich gar nicht trösten konnte, nicht trösten lassen wollte, bei der Hand ergriff, mit demselben und dem Mädchen die Kammer.

Fünftes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Am Abende des Tages, dessen wechselvolle Ereignisse wir unsern Lesern zu schildern versuchten, saßen am Kaminfeuer, denn es war sehr kühl geworden, zwischen den dicken Steinmauern, Kunibert und sein Gast; die kleine Ditta aber hatte man dem Weibe des Gärtners zur Versorgung gegeben, nachdem ihr der Mönch erst eine lange Ermahnung halten hatte müssen, denn

die Vorurtheile des gemeinen Volkes gegen die Juden waren in jenen Zeiten fast gränzenlos.

Die beiden Männer waren in sehr ernster Stimmung, wie allen Menschen zu geschehen pflegt, so irgend ein so unvermutheter Fall, wie ein schneller Tod ist, unmittelbar vor ihren Augen vorfällt. — Das Stillschweigen, das schon eine Zeit lang herrschte, ward endlich dem jungen Ritter peinlich, und er begann um die Unterredung wieder in Gang zu bringen folgendermassen:

„Wie wird es wohl aufs Jahr um diese Zeit aussehen mit Jenen, welche gottbegeistert das Kreuz nahmen. — Vielleicht die Meisten todt, doch der Zustand Derjenigen, die dieses großartig glänzende Unternehmen überleben, ist immerhin beneidenswerth genug, um über das Grab der Gebliebenen hinwegzusehen.“ —

„Ihr habt Recht,“ meinte der Mönch. „Wer es redlich mit dem Christenthume meint, soll ausziehen. Ihr seid gewiß unter der Zahl derer, denen ihr Glaube über alles geht, um so mehr wunderte ich mich aber, aus Eurem Munde noch keine Sylbe vernommen zu haben, welche mir Euren Entschluß, wie es Eure Christenpflicht wäre, selbst den Kreuzzug mitzumachen andeuten könnte. — Wie kommt denn das, wahrlich, das Christenheer wird einen Kämpfer, wie Ihr seid, hart entbehren.“ —

Wider Willen mußte Kunibert über diese schmeichelhafte Rede des guten Mannes lächeln, dann aber rückte er seinen Sitz näher zum Feuer und sprach nach einigem Nachdenken, indem er gedankenvoll die Flamme schürte:

„Nicht Mangel an Muth ist es, was mich zurückhält, den Kreuzeskampf mitzukämpfen, nein, meine Seele

brennt vor Begierde, mich auszuzeichnen, als Sieger geehrt zu werden, oder als Martyrer zu fallen für das heilige Zeichen, für das ich mit meinem Leben gekämpft habe. — Die Ursache, warum ich lieber zu Hause bleibe, ist ein Versprechen, das ich meiner seligen Mutter auf dem Todtbette ablegen mußte, nimmer in das Verderben drohende Land zu ziehen, dessen Opfer schon über eine Million der tapfersten, der muthigsten der Christen, unter welchen mein eigener Vater, geworden ist."

„Wie, starb Euer Vater in Palästina, ich wußte keine Sylbe davon, und bitte Euch sehr, mir die nähern Umstände hievon zu erzählen; was aber das Gelübde betrifft, das ihr eurer Mutter ablegen mußtet, so ward ihr wohl damals noch nicht im Stande, die Wichtigkeit desselben einzusehen, und jeder Geistliche kann Euch, da es einem so großen Zwecke gilt, hievon entbinden!" — So sprach der Mönch. Kunibert fuhr aber fort:

„Es ist jetzt ungefähr vier Jahre, daß mein Vater diese Burg verließ, um einem Versprechen gemäß, welches er in einer schweren Krankheit Gott gelobt hatte, eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande anzutreten; er empfahl mir die Mutter, obwohl ich ihn lieber begleitet hätte und machte sich sodann zur Reise fertig. — Es war ein gar schöner Sommertag, als er seine Burg verließ, weinend hing meine Mutter an seinem Halse und wollte sich gar nicht beruhigen lassen über die Trennung, als ahne ihr es, daß sie auf Erden den geliebten Gatten wohl nimmer zu sehen bekommen werde.

Der Vater empfahl mir mit eindringenden Worten, die Mutter nicht zu verlassen, sie zu schützen und zu schirmen und meine Sohnespflichten getreulich auszuüben, gab mir hierauf seinen väterlichen Segen und sprengte von dannen."

„Hörtet Ihr denn später nie wieder etwas von ihm,“ sagte der Mönch, als Kunibert eine kleine Pause machte, denn die Erzählung hatte ihn sehr wehmüthig gestimmt.

„Wohl vernahm ich noch von ihm,“ lautete die Antwort. — „Mein guter Vater hatte das heilige Grab, Bethlehem, Nazareth und alle die Orte des gebenedeiten Landes, in welchem der Sohn Gottes gelebt und gestorben, besucht und rüstete sich zur Heimkehr in das liebe, deutsche Vaterland.“

„In Edessa hielt sich ein Jugendfreund von ihm auf, Balduin von Steingau, den er besuchen wollte, ehe er das Schiff bestiege, das ihn wieder zur Heimkehr tragen sollte. — Gar fröhlich soll ihr Abschiedsgelage gewesen sein, welches sie am Abende vor ihrer Trennung bei syrischem Weine feierten. — Aber gar schnell wurde dieses Vergnügen unterbrochen. Die Stadt wurde gar unsanft aus ihrer Mitternachtsruhe aufgeschreckt, ihr Feind, der Türke Amdeddin Sengi, Atabeg von Moßul, hatte sich plötzlich mit einem unermeßlichen Heere vor den Mauern gelagert und forderte die Stadt zur Uebergabe auf. Diese wurde ihm trotzig abgeschlagen und muthig vertheidigten sich die Christen, obgleich ihre Zahl gegen das unermeßliche Heer ihrer Feinde nur geringe war, das täglich von herzuströmenden Turkomannen vergrößert wurde.“

„Muthig stritt mein Vater, überall mit Heldenkraft voran, wo es Noth that, wo die Hitze des Gefechtes am größten, da flammte sein Schlachtschwert, und mancher Sohn des fernen Asiens hauchte unter seinen gewaltigen Hieben das Leben aus. — Aber die Stadt wurde so enge umschlossen, daß nirgends der Ein- oder Ausgang möglich war, und aus sieben hölzernen Thürmen, die sich auf Rädern der Mauer näherten, von

den Ungläubigen mit vielen Wurfmaschinen unerhört bedrängt."

„Die Ungläubigen untergruben die Stadtmauern an vielen Punkten, und unterstützten sie mit Balken so lange, bis ihr Führer den Befehl gab, die Balken mit Feuer anzuzünden, damit die Mauern einstürzen möchten, und die Belagerten sich ihrer letzten Schutzwehr beraubt sehen. — So stürzte denn in wenigen Stunden die letzte Grenze nieder, welche die Christen bisher noch von ihren blutdürstigen Feinden getrennt hatte. — Die wenigen Vertheidiger der Stadt, welche der Pfeilregen und das Wurfgeschütz der Feinde verschont hatte, leisteten keinen bedeutenden Widerstand mehr, da zudem Hunger und Mangel am Nothwendigsten ihre Kräfte lähmten.

Dennoch wollte der Erzbischof Hugo von Edessa gleichwohl die Stadt noch nicht übergeben, auf Rettung von Jerusalem aus hoffend, und beharrte rühmlich in seinem Widerstande, ob auch der feindliche Führer, der Atabeg Sengi, um die Stadt zu schonen und Blutvergießen zu vermeiden, den Belagerten anbieten ließ, sie möchten zwei Männer aus der Stadt senden, um die Gruben zu betrachten, welche er unter den Theilen der noch stehenden Mauern gegraben, und durch welche er dieselben zu jeder Zeit einstürzen lassen könnte, und zwei Männer von den Seinigen als Geißeln für die Sicherheit der ihrigen empfangen."

„Der Herrscher von Edessa, Graf Joscelin, der zur selbigen Zeit gerade abwesend war, sammelte zwar augenblicklich, als er von der Noth seiner Stadt hörte, Truppen und bat auch die christlichen Fürsten um Beistand, aber ehe die Truppen, welche ihm zur Unterstützung gesandt wurden, sich mit den seinigen vereini-

gen konnten, ehe er noch die Stadt zu erreichen im Stande war, hatte der Atabeg Sengi am drei und zwanzigsten Tage der Belagerung die Mauern vollends einstürzen lassen und war an der Spitze seiner Krieger in die unglückliche Stadt eingedrungen."

„Nach der Eroberung der Stadt betrug sich ihr Bezwinger als großmüthiger Sieger. Da Edessa jedoch im Sturme genommen war, so konnte er nicht sogleich die Wuth seiner Krieger bändigen, welche jeden Christen, den sie antrafen ohne Unterschied des Alters oder Geschlechtes erwürgten; aber er milderte die Noth des armen christlichen Volkes, so viel er vermochte. — Die Beute, welche die Türken gewannen, war unermeßlich. Schrecklich war die Angst und Noth der Christen, welche sich in das feste Schloß flüchteten, denn als die Besatzung die Thore öffnete, war das Gedränge so groß, daß mehr als tausend Menschen jämmerlich erdrückt wurden."

„Der Freund meines Vaters fiel in die Gefangenschaft der Türken, er wurde vor den Atabegen geführt, der ihm Vorwürfe machte, daß die Christen nicht eher die Stadt übergaben und dadurch das Leben vieler Menschen erhalten hätten!" Der Gefragte antwortete würdig: Dir hat Gott den Sieg verliehen, um Dich zu einem mächtigen Könige zu machen; und wir können jetzt frei und offen unserm Herrn ins Gesicht sehen, weil wir uns're Pflicht erfüllt und unsern Eid, für das heilige Land wacker zu kämpfen, nicht gebrochen haben. — Wohl, soll der Atabeg gesagt haben, Diejenigen, welche ihre Treue bis zum Tode bewahren, finden Lob und Ehre bei Gott und Menschen".

„Balduin forschte nach meinem Vater, den er im hitzigsten Gefechte, das letzte Mal gesehen, doch konnte

er keine Spur von ihm entdecken, auch als zwei Tage nachher die Burg den Türken übergeben und die Besatzung zu Gefangenen gemacht worden, war kein deutscher Ritter unter deren Zahl, und der Gute wird wohl gefallen sein im heiligen Kampfe."

Balduin von Steingau, kehrte nach Deutschland zurück, nachdem er seine Freiheit von den Ungläubigen durch hohes Lösegeld erkauft hatte, hier auf dieser Stelle war es, wo er von den Schrecken der Belagerung erzählte, hier war es, wo meine Mutter ohnmächtig vom Sitze sank, als er zu seinem für uns so traurigen Schluße kam."

„Sie erkrankte und bald darauf starb sie, weniger an der Last der Jahre, sie war in der Blüthe des schönsten Alters, als an einem gebrochenen Herzen, das der Schmerz über des theuren Gatten Tod unheilbar verwundet hatte."

„Ei!" rief der Mönch, „da ist ja immer noch Hoffnung vorhanden, daß Euer Vater noch lebt; wer hat seinen Leichnam gesehen? Niemand. — Wohlan zieht selbst nach Palästina, leicht möglich, daß Ihr dort den findet, über dessen vermeintlichen Tod das Schloß hier in so tiefe Trauer gesetzt ward."

„Wie," rief Kunibert lebhaft aus. „Welche Hoffnung zeigt ihr mir, der theure Vater soll noch leben." — Doch nein," setzte er mit trauriger Stimme hinzu, „nimmermehr hätte der Theure es über das Herz bringen können, die Seinigen, die er so sehr liebte, in so langer Ungewißheit über sein Schicksal zu lassen, sicherlich wäre er längst wieder heimgekehrt. Ihr habt mir nur eine schöne Hoffnung gezeigt, eine Seifenblase, deren glänzenden Farben vom rauhen Windstoß der Wirklichkeit schnell zerstört wird."

„Gebt die Hoffnung nicht so leicht auf; Hoffnung ist des Menschen eigentliches Leben,“ meinte der Mönch. — „Kann nicht der gute Ritter dennoch, obwohl jener Freund es bezweifelte, in die Gefangenschaft der Heiden gefallen sein, vielleicht noch in ihren Fesseln schmachten und jammernd die Hände ringen, die Sclavenketten wund drücken und seufzend rufen: Vaterland, Weib, Sohn! soll ich Euch denn nimmer wieder sehen. — Und dazu ist die Aussicht nicht groß, denn der Sohn, anstatt freudig das Schwert zu ziehen, vertändelt lieber in ruhmloser Behaglichkeit sein Leben, als daß er, der Hoffnung Raum gebend, die seinen Vater noch am Leben nennt, frisch und muthig sich beeile, in das Heer derjenigen zu treten, die Palästina von einem Ende bis zum andern von den Feinden des christlichen Glaubens reinigen und alle ihre Brüder, die etwa das Unglück hatten, in die Gewalt der Muselmänner zu fallen, zu befreien ziehen.“

„Haltet ein, ihr thut mir wehe, sehr wehe,“ rief Kunibert. — „Ich will es überlegen, und wenn es sein kann, werde ich gern ziehen obgleich wider andere Umstände sich entgegen stemmen und mein Vorhaben zu vereiteln drohen!“

„Was der Mensch will, das kann er auch,“ versetzte der Mönch. „Und um Euch von einem Eurer Hindernisse zu befreien, entbinde ich Euch hiemit kraft meines Amtes als Priester, denen Christus selbst die Gewalt zu binden und zu lösen ertheilte, von jenem Gelübde, das Ihr der sterbenden Mutter ablegtet und lade Euch beim Heile Eurer unsterblichen Seele ein, diese Gelegenheit, vielleicht Euren Vater zu finden, oder sicherlich das Himmelreich zu erwerben nicht vorüber gehen zu lassen, sondern Eurer Pflicht als Christ, als

Sohn und als Ritter Genüge zu leisten mit freudigem Muthe."

Er wurde unterbrochen, denn Hans trat ein und ihm folgte auf dem Fuße ein Bote, der, wie es schien, einen schweren Ritt gemacht haben mußte, denn er war von Kopf bis zu den Füßen mit Koth bespritzt. Ehrerbietig näherte er sich dem Mönche, der sich erhoben hatte und fragte:

„Seid Ihr der Abt Frowie vom Kloster Engelberg in Unterwalden; der mich hier in diesem Schloße erwarten sollte?"

„Ich bin derselbe," entgegnete würdevoll der Gefragte, „und bitte Euch, mir die Briefschaften, die Ihr an mich bei Euch tragt, zu übergeben."

Der Bote überreichte sie, nachdem er selbe aus den Falten seines Wamses zog und sorgfältig aus den Umschlägen, womit er selbe überwickelte, losmachte. — Aufmerksam prüfte der Abt die Aufschrift und rief dann plötzlich: „Das hat dringendste Eile. — Mein sehr verehrter Wirth! wollt Ihr mir wohl augenblicklich mein Maulthier satteln lassen, ich muß, so gerne ich noch länger in Eurer Gesellschaft geweilt hätte, augenblicklich aufbrechen, denn jene Briefe sind von der größten Wichtigkeit!"

Kunibert ertheilte die nöthige Befehle an Hans, welcher sich hierauf entfernte, der Ritter lud den Boten ein, sich zu setzen, füllte ihm einen Humpen mit Wein und traf Anstalten, um für den Hungrigen einen Imbiß herbeizuschaffen.

Er entfernte sich hierauf und gebot den wenigen Knappen, über die er zu verfügen hatte, sich zu wappnen, denn es war sein Wunsch, sie sollten dem from-

men Abte zum Geleite dienen, denn er dachte, niemand reist wohl gern bei Nacht, und insbesonders allein. —

Als er wieder in das Gemach zurückkehrte, in welchem er den Abt mit dem Boten allein gelassen, fand er den Erstern schon reisefertig. — Er ertheilte dem Ritter seinen Segen nnd bat ihn herzlich, die Sache des Kreuzes als seine eigene zu betrachten. —

Als er sich zum Gehen anschickte, konnte sich Kunibert nicht enthalten, wie er sich in Betreff des armen Judenkindes zu verhalten habe.

„Spähet nach ihren Eltern und gebet ihnen das Mädchen zurück, denn fern sei es von uns, das Kind um Vater und Mutter zu bringen. Ist jedoch Euer Nachforschen vergebens, dann mögt Ihr das Mädchen bei Euch behalten und Vaterstelle an der Waise vertreten und sie zum Christenthume zu erziehen. Mag die Mühe, die Euch, edler Ritter hiedurch erwächst, freilich nicht gering sein, der Lohn, den ihr im Jenseits zu erwarten habt, wird desto reichlicher ausfallen; wer säet, wird zuversichtlich auch ärnten, wenn anders der Samen nicht etwa auf steinigten Grund fällt, welches ich jedoch nicht hoffen will. — Ich werde täglich für Euer Wohlergehen zum Himmel flehen und biete Euch jetzt die Hand zum freundlichen Lebewohl!“

So sprach der Abt, sie waren unterdessen die Wendeltreppen des Schlosses hinabgestiegen, der Abt bestieg sein Maulthier, herzlich drückte Kunibert die ihm liebreich gereichte Hand. Die Fackeln, welche den Weg erhellen sollten, waren, indem es schon finster geworden, angezündet, und die kleine Gruppe der Reiter setzte sich in Bewegung.

Lange sah ihnen gedankenvoll der junge Ritter nach, dann wandelte er langsam in sein Gemach zurück, und

saß noch lange, in trübes Sinnen versunken, am allmälig verlöschenden Kaminfeuer, bis es sein treuer Knappe Hans für angemessen hielt, seinen guten Herrn in seinen Träumereien zu stören; indem er fragte. „Ob denn der Herr nicht müde sey?"

Hastig fuhr Kunibert auf, ergriff den Leuchter und begab sich zur Ruhe.

Sechstes Kapitel.

Ein Dankbarer unter tausend Undankbaren.

Gar trübe saß den andern Tag der Ritter Kunibert in der Laube des kleinen Burggartens, vor ihm breitete sich eine weite, entzückend schöne Landschaft aus, durchströmt von Bächen und Flüßen, beschattet von großen Wäldern, aus denen hie und da die Thurmspitze irgend eines Dorfes hervorsah, deren rothes Dach sich gar malerisch gegen die dunkelgrüne Umgebung der Föhren und Tannen ausnahm.

Das alles schien der Ritter nicht zu achten. Die Reden des frommen Abtes, welcher gestern so sehr in ihn gedrungen, das Kreuz zu nehmen, standen wie mit feurigen Zügen in seinem Herzen geschrieben, und er, der die größte Lust in sich fühlte, darnach zu handeln, war von Bedenklichkeiten gequält, welche der gute Priester auch nicht im entferntesten geahnt hatte.

Der Ritter Kunibert von Helmishofen gehörte wohl zu den ärmsten, die je eine Burg zum Eigenthume gehabt und ein Wappen geführt haben. — Kaum reichten seine Einkünfte hin, die wenigen seiner Diener, deren Zahl auf das genaueste beschränkt war, zu unterhalten, jeder, auch der mindeste Aufwand mußte sorgfältig umgangen werden.

Zwar hätte Kunibert leicht Gelegenheit gehabt, sich nach der Weise der Meisten seiner Standesgenossen zu bereichern, denn seine Burg lag an der Landstrasse, und gar viele andere, würden diese Gelegenheit nicht unversucht gelassen haben, die vorüberziehenden Wanderer und Kaufleute anzuhalten, zu plündern und nur gegen hohes Lösegeld wieder frei zu lassen. Dieses jedoch zu thun, war Kunibert, er hatte eine viel bessere Erziehung genossen als dieß in seinem Zeitalter gewöhnlich war, viel zu christlich und religiös gesinnt.

Sein Vater war sehr wohlhabend gewesen, jedoch übergroße Gutherzigkeit, vor allem aber die Kosten jener für ihn so verhängnißvollen Pilgerfahrt, hatten fast das ganze Vermögen verschlungen. Wollte also Kunibert ausziehen, so mußte er entweder als Dienstmann in die Dienste eines andern adelichen, reichern Ritters treten, wie zu damaligen Zeiten gar oft geschah, oder die Burg verkaufen, den letzten Rest des väterlichen Erbes.

Gegen das erstere sträubte sich sein adeliches Gemüth, gegen das zweite die Liebe, die jeder gute und gefühlvolle Mensch zu der Erdscholle trägt, auf welcher er geboren, die Jahre der Kindheit und die Freuden des heranblühenden Alters genossen. — Zudem war es die Burg seiner Ahnen, das einzige, was ihm in Deutschland lieb und theuer, die Kapelle in der neben den Gebeinen seiner Vorfahrer die irdischen Reste seiner theuren Mutter schlummerten, des großen Tages der Auferstehung harrend.

Er wußte sich so zu sagen nicht zu rathen und zu helfen, als Hans zu ihm trat und meldete:

„Es stehe ein Mann und ein Weib, die auf ein paar schäbigen Pferden gekommen seien, vor der Pforte, bitten um Einlaß und um die Gunst, den Burgherrn

sprechen zu dürfen. Dem Anscheine nach gehörten sie der Zahl der Hebräer an."

„Laß sie ein und führe sie augenblicklich zu mir!" befahl Kunibert, dem erst in diesem Augenblicke der Tod des alten Ben Isaak wieder in den Sinn kam.

Wenige Augenblicke nachher traten die Erwarteten auch vor ihn. Es war ein Mann in jenem Alter, wo das reife Leben schon anfängt, zu altern, das Weib aber stand noch in der Blüthe des Lebens und war von außerordentlicher Schönheit. — „Das muß die Mutter der kleinen Ditta sein, dachte, sobald er sie erblickte, der Ritter und wirklich war die Aehnlichkeit außerordentlich.

Unter den größten Bücklingen und Verbeugungen näherte sich der Mann, während das Weib in einiger Entfernung blieb.

„Was führt Euch zu mir!" fragt Kunibert, dem das kriechende Wesen und die überaus große Höflichkeit innigst zuwider war, den Mann.

„Haltet zu Gnaden, großmächtigster Herr, aber seid Ihr der, der sich heißt — ein Ritter von Helmishofen?" — lautete die Antwort. —

„Der bin ich, was wollt ihr von mir," entgegnete der Ritter. — „Komm, Miram," rief der Jude seinem Weibe zu, „laßt uns niederfallen und den Saum des Kleides dessen küssen in tiefer Verehrung, ohne deß ich jetzt vaterlos und Du kinderlos!"

Die Beiden warfen sich auch vor dem Ritter nieder, und drückten den Mund auf das Gewand desselben und erst nach vielen Ermahnungen konnten sie bewogen werden, wieder aufzustehen. —

„Also, Ihr seid es der meinen Vater, den Ben Isaak und mein rosiges Kind gerettet, genannt nach der gro-

ßen Heldin unsers Volkes, Judith. — O wie können wir Euch danken, wir sind nur arme Juden, doch der große Jehova, dessen Name gelobt werde, wird Euch belohnen im Thale Josaphat und Euch mit dem Gehenna verschonen," sprach der Jude.

Gerührt wandte sich Kunibert ab und sagte dann: „Es freut mich recht sehr, daß Ihr so dankbar seid, aber sagt, wie erfuhrt Ihr, daß die Eurigen sich hier befinden?"

„Es begegnete uns, die wir Beide von einer Reise zurückkehrten, gestern spät in der Nacht ein großer Priester Eures Volkes, der mich anredete und gar bald mich als Hebräer erkennend mir berichtete, welch großes Weh den Ort ergriffen, in welchem ich mein Zelt aufgeschlagen, in welchem ich meinen Vater und mein Töchterlein zurückgelassen. — Drauf Wehe geschrien, die Haare zerrauft und der Priester, der Bote der bösen Nachricht, hat uns gefragt, warum wir so jammerten. — Das Weib hier antwortete, und er redete gar freundlich zu uns, der schwarze Rabe, der Unglücksbote verwandelte sich in eine weiße Taube, und er berichtete, wie sich die Beiden, um die ich schon die Todtenklage anstimmen wollte, von Euch gerettet in Euerm Schlosse befinden."

„Und so bin ich denn hiehergezogen und bitte Euch mich zu den Lieben zu führen, den Vater dem Sohne, die Tochter der Mutter wieder zu geben."

Schon wollte sich Kunibert erheben, als ein Freudengeschrei vernommen wurde, die kleine Ditta war herbeigelaufen, hatte sich unter heißen Küssen an den Hals ihrer Mutter geworfen und schluchzte laut vor Freuden. — Plötzlich aber ließ sie Mutter los, sprang von

ihr und ließ kopfhängend ihren Thränen freien Lauf und wußte ihres Schmerzes kein Ende."

„Was fehlt Dir Judithle, haben Dir die Goien etwas Böses gethan?" fragte der Vater leise.

Verwirrt blickte ihn das Mädchen an, dann aber fuhr sie fort zu jammern, und erst als die Mutter in sie drang, ihr die Ursache ihres Jammers mitzutheilen, sagte das Mädchen der Mutter einige Worte, die, so leise sie gesprochen doch von dem Vater verstanden worden sein mußten; denn er warf sich auf den Boden, und geberdete sich, wie ein Unsinniger, streute sich Erde auf das Haupt und rief gar wehmüthig: — So ist er denn gestorben und hat Samuel, der die Seelen Derjenigen nimmt, die außerhalb des gelobten Landes Kanaan sterben, seinen Theil geholt von Ben Isaak dem großen Rabbi. Ich konnte ihm nicht die Erde des Herrn, *) die ich trage auf der Brust, unter das Haupte legen, damit er sterbe auf dem Boden der Heimath, aus der Du uns schon so lange verbannt, strengster aller Richter, gewaltiger Jehova!" —

„Doch groß ist der Herr! gekannt in Juda und sein Name herrlich in Israel. — O Miram, wenn uns doch schwerer Kummer getroffen, der Name des hochgelobten Gottes sei dennoch gepriesen."

Kunibert winkte den Anwesenden und schritt voran nach dem Gemache, wo noch der Leichnam des Alten lag. — Zärtlich und ehrerbietig beugte sich der Jude zum Munde seines todten Vaters und küßte denselben, während die Jüdin in Thränen zerfloß. — Dann zog

*) Erde aus Palästina, die reiche Juden oft kommen lassen, damit sie beim Sterben unter ihr Haupt gelegt werden möge, damit sie auf der Erde ihrer Heimath sterben.

er ihm das Kopfkissen, dem jüdischen Gebrauche gemäß, unter dem Kopfe hinweg, stürzte den Wasserkrug, der da in einer Ecke der Kammer stand um, zerriß sein Kleid und fiel dann auf die Knie nieder, wo er lange und inbrünstig betete.

Der Ritter sah alles mit an, und es freute ihn, daß er einem Manne, der, wenn gleich eines andern Glaubens, doch seine Sohnespflichten so eifrig verrichte, einen Dienst erweisen konnte. — Er faltete unwillkürlich die Hände und betete für seinen eigenen Vater, als der Jude aufstand und sprach:

„Wollet, Herr! uns die Barmherzigkeit erweisen, daß ich den Leichnam meines Vaters mit mir führen darf, damit er bestattet werde nach der Sitte unsers Volkes." — Herzlich gerne erlaubte dieses der Ritter, der Jude aber fuhr fort: „Und nun lebet wohl, der Allmächtige behüte Euch, der Allmächtige beschütze Euch, der Allmächtige stehe Euch bei."

Noch einmal küßte die Jüdin dem Ritter das Kleid, und sie wollten sich entfernen, doch schien es Kunibert, als ob der Jude noch etwas auf dem Herzen hätte, denn als die übrigen schon über der Thürschwelle waren, und der Ritter soeben den Befehl gab, dem Juden einen Sack zu verabfolgen, damit er in selbem die Hülle des alten Ben Isaaks berge, trat dessen Sohn auf ihn zu und flüsterte ihm ins Ohr:

„Kann ich nicht einige Wörtlein insgeheim mit Euch reden, gestrenger Herr Ritter!" —

Obgleich ihn das Benehmen des Juden ungemein wunderte, so nahm Kunibert doch keinen Augenblick Anstand, der Bitte zu entsprechen und führte denselben in sein Wohngemach und fragte ihn nach seinem Begehren.

„Ich habe mit dem Priester, der mir gesagt, mein Raaf, doch Ihr verstehet unsere Sprache nicht, mein Vater sei hier und Ihr seid dessen Retter, gar manches gesprochen, denn er war ein Auserwählter, der in mir keinen Hund, sondern einen Menschen erkante. — Voll Dankbarkeit gegen Euch fragte ich ihn, ob ich Euch in Etwas meine große Schuld abtragen könnte, und er meinte, Ihr habet wohl Lust, Euch mit dem wollenen Fleckle, dem Zeichen, daß ihr so sehr ehret zu bezeichnen, und mit den Rittern auszuziehen, welche unser Land Kanaan aus den Händen der Muselmannen erretten wollen. — Doch solltet ihr Mangel haben, verzeiht mir armen Juden, an Geld und Gut, welches Euch wohl abhalten werde, zu folgen dem Rufe dessen, das Ihr Christen die Stimme Eurer Pflicht benennet. — Da will ich Euch nun anbieten, Euch eine Summe Geldes, nicht zu schenken, denn ich bin ein armer Jud, wohl aber zu lehnen, damit ihr thun könnet, wie Eures Herzens Wunsch ist!“

Kunibert erröthete, daß seine Lage so bekannt sein soll, dann sprach er nachdem er einige Augenblicke tief nachgedacht hatte. — „Ich danke Dir Jude, Du bist oder scheinst wenigstens, denn wer kennt die Herzen der Menschen, besser zu sein, als gewöhnlich die Leute Deines Volkes zu sein pflegten. — Doch ich kann Dein Anerbieten nicht annehmen, denn was soll ich Dir verpfänden. — Die wucherischen Zinse würden, das Pfand verschlingen, und wohl nimmer könnte ich es einlösen. Zu dem habe ich kein anderes Pfand, als diese Burg, Du siehst also, daß ich schon mit Deinem guten Willen vor Lieb nehmen muß!“

„Was soll mir die Burg, bin ich doch kein Ritter, meinte der Jude. — Ihr brauchet kein Pfand, Euer Wort

genüget mir, daß ihr mir das Geld, das ich Euch darleihen will, wieder zurück erstatten wollt, so Ihr wieder heimkehret, ohne Zinsen, ich will Euch um der Barmherzigkeit willen, die Ihr meinem alten Vater erwiesen, leihen, wie nicht Bruder dem Bruder leiht."

„Wie aber, meinte Kunibert, wenn ich nicht mehr zurück kehre aus dem fernen Lande? Man sagt, die Heiden seien tüchtige Kämpen, und wie leicht könnte ein Pfeilschuß, ein Schwerthieb mich vom Rosse werfen und dann wäre Dein Geld verloren, wackerer Israelite!"

„Das wird Jehova nicht thun. — Er wird meine Dankbarkeit segnen, und Euch gesund und wohl wieder führen in das Land Eurer Väter," sagte der Jude.

Er zog hierauf ein Schreibzeug aus seinem Gürtel, ein Stück Pergament aus seinem Busen und schrieb einige Zeilen, welche er, als der Ritter auf seine Frage, ob er lesen könnte, bejahend geantwortet hatte, demselben hinreichte.

Es war eine Urkunde, in welcher Kunibert von Helmishofen bekannte, von dem Juden Ben Jakob eine gewisse Summe Turnosen gelehnt zu haben bescheinte, und versprach, dieselbe Summe nach seiner Zurückkunft aus Palästina genanntem Ben Jakob oder dessen Weib und Nachkommen wieder heimzubezahlen, wobei jedoch ausdrücklich angeführt wurde, daß genanntes Anlehen ganz ohne Zinsen geflossen sei. — Während Kunibert mit Mühe die grausen Schriftzüge des Juden entzifferte, hatte dieser aus einer Falte seines Kleides einen unansehnlichen, geflickten Lappen hervorgeholt, der gar sorgfältig zusammengeschnürt war. — Er öffnete denselben, und zählte daraus genannte Summe von Silberstücken hin, die aus seinen hagern Fingern lustig auf die Schieferplatte des Tisches rollten und sehr langsam

und bedächtig von dem Juden in Reihe und Glied gestellt wurden. — Dann schob er das Ganze dem Ritter hin, bot ihm die Schreibfeder dar und bat: „Unterschreibt, gnädiger Herr!"

Dieser rieb sich vorerst die Augen, denn er glaubte zu träumen bei einem Juden solche Großmuth und Uneigennützigkeit anzutreffen, dann unterschrieb er nachdenkend, ging in ein Seitengemach und öffnete einen Wandschrank, in welchem er sein Kostbarstes aufbewahrte; daraus nahm er ein kleines Schmuckkästlein, drückte an eine Feder, worauf es aufsprang, und seinen Inhalt darlegte. — Ein kleines Ringlein ergriff der Ritter, trat auf den Juden zu und fragte ihn, ob es den Töchtern seines Volkes erlaubt sei, Schmuck, den ehevor Christinnen getragen, an sich zu führen. Und als der Jude diese Frage erstaunt bejahte, fuhr er fort:

„Gebt diesen Ring Eurer Ditta, oder wie Ihr sie heißet Judith, ehevor hat ihn ein gar braves Weib am Finger getragen, die meine Mutter war, ermahnet sie, so oft sie den Ring sehe, dabei an Gott, den ihr Jehova nennt, zu denken, und ihn zu bitten, er möge Denjenigen, zu dessen Andenken sie die kleine Gabe trage, beschützen, damit er ihrem Vater diese Summe wieder zurückstellen könne."

„Ich würde Eure Hand drücken," sagte der Jude, „wenn Ihr nicht etwa glaubtet, Euch dadurch zu verunreinigen. Doch, wie dem auch sei, ich fühle Eure Gabe tief, lebt wohl und vergeßt mich nicht, so wie ich den nie vergessen werde, der meines Vaters letzte Segenswünsche empfing, in dessen Hause der fromme Rabi verschied."

Noch ein tiefer Bückling, und der Jude war ver-

schwunden; Kunibert sah ihn aber bald darauf mit angestrengter Mühe die Leiche seines guten Vaters auf sein Pferd laden und dann abziehen.

Die ewige Regel, die schon Jahrtausende alt: daß das Gute nie unbelohnt bleibt, bewährte sich auch hier auf die glänzendste Weise. — Auf die unvermutheste Weise empfing hier Kunibert Hilfe in einer Sache, wo ihm wohl nicht anders zu helfen gewesen, denn er hatte der Freunde und der Bekannten nur wenige. — Den Einzigen, den er gehabt hatte, den Luitfried von Wolfsberg verabscheute er seit jenem Zusammentreffen in jener Schenke, in welcher das Verderben so vieler unschuldigen Menschen beschlossen worden war.

Er blickte gegen Himmel, glänzende Wolken zogen an demselben vorüber, und er flehte hinauf: „Hab' Dank Du, liebe Mutter! die mich im Christenthume, im Borne alles Guten unterwiesen, denn eine neue Frucht, die aus dem Stamme gesproßen, dem Baume des Gebotes des Heilandes: „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst," den Du in meine Brust gepflanzt, habe ich genossen."

„Verzeihe, Du Liebe, daß ich Deinem Wunsche, nicht nach Asia zu ziehen, nicht entsprechen kann. — Ein frommer Priester, dessen Worten Du zu Deinen Lebzeiten so gerne lauschtest, entband mich von meinem Gelübde, ich werde ziehen, das Grab meines Erlösers schauen und vielleicht, eine schwache Hoffnung dämmert in meinem Herzen, auf, o welche Freude wäre es für mich, meinen Vater wieder zu sehen."

„Aber Du Verklärte im himmlischen Reiche, flehe Du an Gottes Throne für Deinen Sohn, damit sein Unternehmen einen guten Ein- wie einen erfreulichen Ausgang haben möge. — Ich aber gelobe hier feier-

lich, in allen Lagen meines Lebens, wo es auch sein mag, so zu handeln, daß ich in jedem Momente vor dem strengen Richterstuhle des ewigen Gottes erscheinen könnte, sobald mich der Erlöser von der Erde Freud und Leid, der Tod abholt. Amen."

Die Wolken waren vorübergezogen, ein Glanz verbreitete sich über der Landschaft, die Sonne sandte ihre warmen Blicke, und Kunibert, der seinen treuen Hans im Schloßhofe beschäftigt sah, rief demselben, um ihm seinen Entschluß, den Kreuzzug mitzumachen, zu erzählen, und den Rath des vielerfahrnen Mannes in Anspruch zu nehmen.

Siebentes Kapitel.

Der Ritt zum Kloster, und Auszug zum Heere!

Ganz Deutschland war um diese Zeit in großer Bewegung, alles war mit Rüstungen zum Kreuzzuge oder doch wenigstens zum großen Reichstage, der in Regensburg gehalten werden sollte, beschäftigt. Die Straßen wimmelten von Kaufleuten, die jetzo mehr zu thun hatten, als je, die streitlustigen Pilger mit den mannigfaltigen Bedürfnissen zu versehen. — Hier Züge mit Waffenladungen, dort eine Karavane schwergebauter friesischer Streitrosse, die allein geeignet waren, das große Gewicht eines gepanzerten Ritters zu tragen.

Auch auf Helmishofen war die geräuschlose Stille, die gewöhnlich in den alten Gängen der grauen Burg zu herrschen schien, verschwunden und hatte einer fröhlichen Aufregung Platz gemacht. Lange schon vor dem Beginne des Auszuges waren alle Vorbereitungen getroffen, und sie konnten mit Muße den Erzählungen der Pilgrime lauschen, die jetzt öfter als früher einkehr-

ten. — Hatte ja fast jeder der Kreuzfahrer seine oft entfernt wohnenden Verwandte, Freunde u. d. gl. zu besuchen, um Abschied zu nehmen, oft auf Nimmerwiedersehen.

Von eben diesen Gästen erfuhr Kunibert gar manches über den Stand der Angelegenheiten in Deutschland. — Der deutsche König Konrad war bisher durch kein Mittel zu bewegen gewesen, den Kreuzzug mitzumachen. — Eine ungeheure Anzahl Ritter und des Volkes wurden, obwohl der heil. Bernhard in französischer Sprache, also den meisten, unverständlich predigte, durch seinen Eifer und die Begeisterung, womit er redete, für die heilige Sache gewonnen; aber die meisten deutschen Fürsten waren theils noch immer einer solchen kühnen und nach ihrer Meinung fruchtlosen Unternehmung abgeneigt; theils wagten sie nicht, ihre Heimath zu verlassen, aus Furcht vor der Bosheit ihrer Feinde, welche zu Hause blieben. — Weder Bernhards öffentliche Reden an das Volk am heiligen Christtage, noch eine geheime Unterredung, in welcher er zwei Tage hernach alles aufbot, des Königs Herz zu rühren, änderte desselben Sinn; Konrad war zu keiner andern Antwort zu bewegen, als daß er diese hochwichtige Sache in Ueberlegung zu nehmen versprach.

Doch, wie vermochte der König gegen den Eindruck der Begeisterung, welche so viele um ihn her ergriffen, und der Betrübniß derjenigen, welche, dem Heiland geweiht, die Kälte ihres Königs für die Sache Gottes beklagten, seinen Sinn nicht zu ändern. Wie konnten die Wunder, die der heilige Bernhard zu Speyer vollbrachte, (er heilte dort Blinde, Lahme und andere Gebrechliche) ohne Wirkung auf das Gemüth des Königs bleiben. Konrad aber widerstand allen diesen Eindrü-

cken mit Hartnäckigkeit, bis Bernhard durch die Macht der Ueberraschung, durch welche oft schon große Dinge bewirkt wurden, auch ihn überwältigte.

Ganz unerwartet zwischen der Messe, welche er eben feierte, hielt er eine Ermahnung an das Volk für das heilige Grab; er strafte vornehmlich mit bittern Vorwürfen die Hartnäckigen, welche der noch immer in Gefahr schwebenden Kirche von Jerusalem sich nicht erbarmten. Als schon durch diese Rede das Gemüth des anwesenden Königs heftig erschüttert ward, richtete Bernhard plötzlich an ihn erschütternde Donnerworte, nicht wie an einen König, sondern wie an einen bloßen Menschen.

Er hielt ihm die Wohlthaten vor, welche er von Gott empfangen, die Marter und Trübsale, welche der Heiland für ihn erduldet und schalt ihn einen Undankbaren, der solches seinem Erlöser nicht vergelten wollte; er erinnerte ihn an das jüngste Gericht und die schwere Rechenschaft, welche Gott wegen solcher Undankbarkeit von ihm fordern werde. Diesen erschütternden Worten widerstand König Konrad nicht, überwältigt von der Ueberzeugung, daß Gott durch Bernhards Mund rede, unterbrach er ihn mitten unter dem Strom seiner begeisternten Ermahnung und bat mit Thränen um das Kreuz.

Bernhard erfüllte sogleich seine Bitte und überreichte ihm das Panier vom Altare. Da zögerten auch die Meisten der Fürsten, welche bisher aus allerlei Vorwänden sich geweigert, an der Gottesfahrt Theil zu nehmen nicht länger, das Kreuz aus den heiligen Händen des frommen Abtes zu empfangen.

So hatte Bernhard das große Werk, wofür er nach Deutschland gekommen, vollbracht, und die Freude der

Wallfahrer war um so größer, je mehr sie an dem Gelingen desselben schon verzweifelt hatten.

Der Herzog Welf nahm auf seiner Burg zu Bitten *) mit vielen Rittern und einer großen Volkesschaar das Kreuz zu derselben Zeit, da durch Bernhard zu Speyer so große Dinge vollbracht wurden. Auf dem Tage zu Regensburg, allwo die Fürsten ordnen wollten, wie es während ihrer Abwesenheit in Deutschland gehalten werden sollte, bestieg der Abt Adam von Ebrach nach der Feier des Meßopfers und Anrufung des heiligen Geistes den Predigerstuhl, und las Briefe vom Papste, wie von Bernhard, vor, worin mit Nachdruck den Christen ihre Pflicht, das heilige Grab gegen die Muselmannen zu schirmen, vorgehalten wurde. — Kaum hatte der Abt Adam eine kurze Ermahnung hinzugefügt, als die Anwesenden von der glühendsten Begeisterung für das heilige Grab ergriffen wurden. — Außer einer großen Menge von Grafen, Rittern und vielem Volke nahm der Herzog Heinrich von Bayern und drei bayerische Bischöfe das Kreuz.

Alles dieses wurde mit Staunen auf Kuniberts einsamer Burg vernommen, und es freute ihn nicht wenig, selbst unter der Zahl der Kämpfer sein zu dürfen, die Gott auserwählt zu haben schien, für sein gelobtes Land in Waffen treten zu dürfen.

Er wußte Niemanden, dem er seine Burg, sein weniges Besitzthum während seiner Abwesenheit anvertrauen konnte. — Endlich erinnerte er sich, daß sein Vater öfters von dem Priore eines etwa zehn Stun-

---

*) Peiting bei Schongau in Oberbayern. Keine Spur ist jetzt mehr von der einst so herrlichen Burg vorhanden.

den entlegenen Klosters, als einem seiner innigsten Freunde gesprochen hatte. Er machte sich daher in den Tagen des Vorfrühlings reisefertig und ritt ohne Begleitung nach jenem Kloster. — Er fragte nach dem Prior Reginbald und wünschte denselben zu sprechen.

Ueber seine Frage schienen die Mönche verlegen, ja selbst traurig zu werden. Endlich bat ein ältlicher Mönch den Ritter von Helmishofen, ihn zu begleiten, er wolle ihn zu Demjenigen führen, den er suche. — Ahnungsvoll folgte Kunibert dem Voranschreitenden; das Düstere, Feierliche des Klosters ergriff seine Seele mit Wehmuth und es schien ihm, Diejenigen, die hier ihr Dasein zuzubringen gewillt seien füglich lebendig Begrabenen gleich zu achten.

Der Mönch führte ihn in die Kirche; vor einem schlichten in Sandstein ausgemeißelten Denkmale hielt er, deutete darauf hin und sagte: Hier ruht der, den Ihr sucht, er ist schon vor zwei Jahren gestorben, doch sein Andenken ist unauslöschlich in unsre Herzen eingegraben.

Eine Thräne blitzte bei diesen Worten in den erloschenen Augen des Redners. — Kunibert betete einige Zeit lang auf dem Grabe des Entschlafenen, legte in den Opferstock an der Kirchthüre eine Gabe und wollte sich sodann entfernen, obwohl ihn der Mönch bat, einige Erfrischungen anzunehmen.

Trübsinnig löste der Ritter den Zügel seines Pferdes von dem Pfortenringe, und bestieg dasselbe und wollte mit schwerem Herzen aus dem Thore des Klosterhofes reiten, als ein Laienbruder ihm nacheilte und ihm meldete, der hochwürdige Abt wolle ihn sprechen. — Erstaunt sprang der Ritter wieder vom Pferde, dessen Zügel der Bruder ergriff und es in den Stall führte,

während der Pförtner unsern Kunibert zum Abt geleitete, der nach kurzer Begrüßung also begann.

„Verzeiht, edler Herr, daß ich Euch rufen ließ, allein Ihr rittet so traurig über den Klosterhof, als seie er ein Kirchhof, wo Eure vielliebe Aeltern darin begraben liegen. — Es kam, so viel ich weiß, noch nie vor, daß Jemand ohne Hülfe oder doch ohne Trost dieses Gott geweihte Haus verließ, und daher nahm ich mir die Freiheit Euch rufen zu lassen, vertraut mir Euer Herzeleid, und so es in meiner Macht steht, will ich Euch helfen, wie es meine Christen- und Nächstenliebe verlangt." —

Ueberrascht stand da der Ritter von Helmishofen. Das ehrwürdige Angesicht des Abtes, seine freundlichen Züge luden zum Vertrauen ein, und sein Stand gab dem Ritter den Muth und kurz und mit kräftigen Worten führte er das Geschäft an, das ihn hergeführt habe. — Er erwähnte des Schmerzes, den er empfunden, als er Denjenigen, der ihm Rath und Beistand geben sollte, in der Gruft gefunden und bat schließlich den Abt, ihm an des Dahingeschiedenen Stelle den Beistand nicht zu versagen.

„Der soll Euch werden," sagte der Abt. — „Ihr setzt den treuesten Eurer Dienstleute über die andern, er selbst aber soll uns, dem Kloster, Rechenschaft über seine Verwaltung ablegen, und ich werde Sorge tragen, daß der Zustand der Leute auf Eurer Burg von irgend einem zuverläßigen Manne untersucht werde."

„Gott vergelte es Euch, Ihr nehmt mir dadurch eine Zentnerlast vom Herzen," sagte Kunibert. — „Wenn ich jedoch nach zwanzig Jahren nicht mehr zurückkehre, so bitte ich Euch, mein Eigenthum als Eurem Gotteshause verfallen zu betrachten mit Ausnahme einer Summe

Geldes, die Ihr in diesem Falle an einen gewissen Juden mit Namen Jakob, der von mir hierüber eine Schrift in Händen hat, zu bezahlen habt."

Der Abt war hierüber einverstanden, es wurde eine Urkunde hierüber aufgesetzt, Kunibert unterschrieb und wollte sich hierauf entfernen, jedoch der Abt bat ihn, zu bleiben und im Kloster zu übernachten, welches Anerbieten der junge Ritter mit Dank annahm.

Den andern Morgen machte er sich, nachdem er von dem Abte noch mit einem Becher warmen Weines als Steigbügeltrunk beehrt worden war, wieder auf den Heimweg, und es war ihm gar fröhlich zu Muthe, da er nun keine Sorgen in Deutschland zurückließ und wohlgemuth die wagliche Fahrt antreten konnte. —

Es lag noch überall Schnee, obschon es schon Anfangs März war; der Boden war hart gefroren, wie Stahl, der Ritt ging daher sehr wohl von Statten, und bald war Kunibert in seinem Schlosse angekommen. —

Mit freudestrahlendem Gesichte empfing ihn Hans. „Was ist Dir, alter Knabe?" fragte der Ritter, „so fröhlich sah ich Dich nie, bist Du etwa über das Weinfaß im Keller gerathen und hast einen Schluck über Durst zu Dir genommen."

„Pfui, wie mögt Ihr mich, Euren treuen Hans in so schlimmen Verdacht haben," lachte Hans, „doch kommt nur mit mir, da werdet Ihr wunderliche Augen machen." — Und der Diener ergriff die Hand des Ritters und zog ihn ungeduldig mit sich fort.

Hunderterlei Vermuthungen stiegen in dem Kopfe Kuniberts auf. Er wunderte sich nicht wenig, als ihn Hans nach den Stallgebäuden führte, dort wo auch

die Reitbahn war. — Zwei Knechte führten dort einen pechschwarzen Streithengst am Zügel herum, an dem auch kein weißes Härchen war. Das Reitzeug, mit dem es ausgerüstet war, war kostbar und äußerst zweckmäßig angebracht. — Weder solch' ein Thier, noch solche Arbeit hatte der Ritter je gesehen und verwundert fragte er den Knappen, „wie kommt das Thier hierher, ist etwa ein vornehmer Gast in meine Halle getreten, den ich noch nicht gesehen?"

„Gott bewahre! es kam kein Gast, ich will auch keinen sehen, sie fressen uns sonst noch arm," sagte Hans. — „Ich sage Euch, bester Herr, Ihr dürftet ein Jahr hinstehen und rathen, und Ihr würdet Denjenigen, dem dieß Pferd gehörte, und den, dessen Eigenthum es jetzt geworden ist, nicht errathen und nicht ausfindig machen können." —

„Das wollen wir doch sehen" entgegnete der Ritter, der indessen mit Kennermienen das edle Thier betrachtet hatte. — Er bemerkte nämlich an der einen Satteltasche ein Stückchen von einem Bande heraushängen, und dieß gab ihm Hoffnung, auch ohne Hansens Beihülfe, das Räthsel zu lösen.

Hastig öffnete er jene Tasche, ein zusammengefalltetes Pergament fiel in seine Hand, er öffnete es und las. —.

„Schon hat Euch mein Mann, seinen Dank einigermaßen für die Sorge zu erkennen gegeben, die Ihr für den alten Ben Isaak getragen. Doch auch ich, eine Tochter Sions, möchte nicht zurückbleiben in dem Kranze des Dankes, und möchte mein bescheidenes Blümchen auch beifügen, für die Rettung meiner geliebten Judith. — Von einem geldbedürftigen Grafen erkaufte mein Gatte dieses Pferd, ein Thier, wie sie beschrieben ste-

hen im Buche Hiob, und ich übersende es Euch, um Euch erkennen zu geben, daß auch Israels verfolgte Kinder, das Gute fühlen, das man ihnen erweist, dieweil sie irrend und verbannt das Land ihrer Väter meiden müssen, und ihre Seher, ihre Harfen aufgehangen an den Thränenweiden der Bäche Babylons. —

Miram, eine Tochter Bethuels,
das Weib Ben Jakobs.

Als der Ritter tief erstaunt gelesen hatte, näherte sich ihm Hans und meinte: „Nicht wahr, das heiß ich mir wackre Juden, um solchen Preis würde ich mir es auch gefallen lassen, noch ein paar Tausend so ungläubiger Ketzer zu retten. — Wenn wir gleich im vorigen Herbst die Juden hätten helfen morden und würgen, hätten wir doch nimmermehr eine solche Beute machen können, wie uns der arme Schelm hier so schenkt. — Das heiß' ich ein Rößlein, fromm, wie ein Lamm und feurig wie ein Blitz, je nachdem man es haben will. Doch jetzt, da Ihr es schon gesehen, müßt Ihr schon erlauben, das man dem edlen Rosse, die Rüstung wieder abnehmt."

„Freilich!" entgegnete der Ritter und erfuhr auf seine Fragen noch, daß ein Knecht das Pferd gebracht hatte, im Auftrage des Juden; als ihn aber Hans auf der Burg habe zurückbehalten wollen bis zur Rückkehr seines Herrn, er durchaus nicht zurückgeblieben sei, da er, wie er vorgab, seinem Herrn, dem Ben Jakob nachfolgen müsse der schon vorausgezogen sei, nach Regensburg, wo seiner gar viele Geschäfte warteten.

„Und glichen doch an Herzensadel alle Christen dieser Perle seines Volkes — diesem Juden, konnte sich Kunibert nicht enthalten, auszurufen. — Wahrlich, ich

habe schon viele Menschen kennen gelernt, wüßte jedoch wenige zu nennen, die diesem Juden, an Dankbarkeit gleich kämen. — Der Gott seiner Väter, der ja auch der Meinige ist, möge ihn segnen und belohnen." —

Achtes Kapitel.

Frühling kam, die Veilchen blühten, der Boden färbte sich wieder mit dem smaragdenen Grüne, die Bäume brachten ihr Laub hervor und in den Wipfeln der Wälder sangen die Vögel dem Herrn ihren schallenden Lobgesang. —

In dieser milden und erweckenden Zeit klangen alle Straßen von den Liedern der Kreuzfahrer, welche sich nicht scheuten, zu Lande mit König Konrad zu ziehen und zogen in fröhlichen Schaaren nach Regensburg, wo sie ihres männlichen Führers warten sollten. — Und aus dem Thore der alten Burg zu Helmishofen bewegte sich ein gar stattlicher Zug. — Voran der junge Ritter auf dem schwarzen Streithengste in voller Waffenrüstung, ihm zur Seite sein Leibknappe Hans, der allein das Glück genoß, seinen Herrn begleiten zu dürfen. — Dann alle die Dienstmannen des Schlosses, welchen ihr Herr die Freude nicht nehmen hatte dürfen, ihn einige Stunden weit zu begleiten. — Aus all' den Thürmen der Burg waren Fahnen mit den Farben derer von Helmishofen gesteckt, die gar lustig im lauen Frühlingswinde schwammen.

Unten am Burgberge hielt Kunibert an. Noch einen letzten Blick warf er auf seiner Väter Burg, scheidend begrüßte er seine Heimath mit Thränen, — dann wandte er sich um, schmetternde Weisen blies lustig der Hans auf dem Jagdhorne, gleich als wolle er die

wehmüthigen Gefühle, welche die Brust seines Herrn füllten, damit verscheuchen und Freude, Hoffnung und Friede hineinblasen.

Es gelang ihm auch zum Theil. Mit der Elastificität der Jugend, welche sehnend; die Zukunft blickend, das Leid und den Schmerz der Gegenwart gar bald vergißt, verschmerzte er den Gram und blickte in das Leben hinaus und baute sich hundert glänzende Luftschlösser, immer eines schöner, als das andere in der lebensfrischen Phantasie.

Sie waren indessen an den Grenzstein gekommen, der die Waldung von Helmishofen begränzte, gar traurig nahmen die guten Dienstmannen hier Abschied von ihrem Herrn, der noch eine kleine Anrede an sie hielt, sie zur Eintracht, zur Gottesfurcht und Arbeitsamkeit ermahnte und ihnen versprach, am heiligen Grabe für sie zu beten. —

Die Dienstleute gelobten es, noch ein schallendes Lebehoch! und der Ritter gab seinem Pferde die Sporren und ritt davon. — Erst einige tausend Schritte später holte ihn sein Knappe Hans ein, der nach seiner Weise erst Abschied nehmen hatte müssen, denn er hätte ihn nicht für vollkommen gehalten, wenn er nicht jedem seiner Bekannten die Hand gedrückt und mit ihm die theuersten Versicherungen, einander im Leben, wie im Tode nicht zu vergessen, gewechselt hätte.

Ihre Reise war keine einförmig ermüdende. — Bald stießen sie auf Pilger, deren Bewaffnung und Bezeichnung mit dem Kreuze ihnen keinen Zweifel ließ, Gefährten vor sich zu haben. —

Die mannigfaltigen Gruppen ergötzten das Auge, den Sinn des Gehöres erfreuten nicht minder die Laute der mannigfaltigen Musikinstrumente, womit sie zum

Ostern ihre Gesänge begleiteten. — Eines diese Lieder hat uns die Sage aufbewahrt, es lautet:

Auf! rüstet Euch ihr Männerschaaren!
Wir wollen nach Palästina fahren,
Wo Herr Christi für uns gestorben,
All' Menschen ew'ges Heil erworben.

Auf! Ihr! auf! wer hat frischen Muthe,
Der komm mit uns, wage sein Blute
Zur Sühne seiner Erdensünden
Retten wir's Grab aus Heidenhänden.

König Konrad führet uns an,
Der ist gar ein waglich Mann!
Und wenn wir auch sterben,
Werden wir den Himmel erben. —

Engel bringen uns Siegeskronen
Unsern schönen Heldentod zu lohnen,
Wir werden bei Christi sein in Freud'
Die dauert durch alle Ewigkeit. —

Auf diese Weise waren die Beschwerden der Reise kaum bemerkbar und in wenigen Wochen hatten die Pilger, unter welchen sich Kunibert befand, das Lager bei Regensburg erreicht.

Und wenige Tage hernach ritt der König Konrad in großer Pracht mit seinen beiden Brüdern, dann mit dem ehrwürdigen und weisen Bischofe Otto von Freising und dem Herzoge Heinrich von Bayern, dann dem Herzoge Friedrich von Schwaben, seinem Neffen, dem alten Herzoge Welf, dem Markgrafen Odoaker von Steyermark, dem Herzoge Wladislaus von Böheim, den Bischöfen von Basel, von Passau und von Regensburg und vielen andern vornehmen Reichsfürsten geistlichen und weltlichen Standes, und einer unzähli-

gen, stattlichen Ritterschaar in das Lager der Pilger bei Regensburg ein.

Unsern wackern Kunibert ergriff wider Willen bange Ahnungen, als er dies prächtige und gewaltige Heer im Anfange des Maimonats versammelt sah. — Noch nie war im deutschen Reiche eine so gewaltige und glänzende Ritterschaft versammelt gewesen. Bei siebenzigtausend Reisige, alle im Harnisch, waren beisammen.

Stattliche Schaaren folgten den Herzogen, gebildet aus den trefflichsten Männern ihrer Völker; vor allem zahlreich und prachtvoll gerüstet und geschmückt waren die Schaaren König Konrads; der Glanz der Helme und Schilde blendete das Auge; es strahlten von Gold und Silber die köstlichen Mäntel und Waffenkleider; unabsehbar war der Wald der Lanzen und Speere und geziert und erheitert durch flatternde, lichte Banner, und die Erde erbebte unter den Tritten der gewaltigen Schlachtrosse, als die Schaaren sich erhoben.

Wenige Grafen, Ritter und Herren in Franken, Schwaben und Bayern blieben daheim. — Friedlich zogen neben einander manche Ritter und Herren, welche wider einander unversöhnlichen Haß getragen und in blutigen Fehden gestritten, und betrachteten sich verbunden mit einander durch das gemeinsame Gelübde zur Eintracht und Brüderschaft; jeder Hader war vergessen oder doch aufgeschoben.

Viele vornehme und muthvolle Frauen folgten ihren Männern in ritterlicher Kleidung und Rüstung, um Antheil an den Gefährlichkeiten und Kämpfen dieser heiligen Heerfahrt zu nehmen. Aber auch eine große Zahl von andern nicht so muthigen und kraftvollen Weibern erschwerte die Bewegung des Heeres, und

unter die edlen, frommen, tapfern deutschen Männer hatte sich viel heimathloses, raubgieriges und sittenloses Volk gemischt, welches die Wallfahrt nur als eine Gelegenheit ansah, ungestraft rauben zu dürfen.

Manche fromme Wallfahrter, z. B. der fromme Bischof Otto von Freising, betrachteten zwar die plötzliche Theilnahme so vieler Räuber und Wildfange an der Gottesfahrt als Beweis der Sinnesänderung und Reue, welche Gottes Hand in diesem Volke wunderbarlich erweckt; aber diese Sinnesänderung und Reue war wenigstens nicht dauernd. Der König Konrad war nicht bei dem Heere, als es aus dem Lager bei Regensburg mit gewaltigem Schalle und Getöse auszog, sondern er fuhr zuvor auf der Donau hinab nach Ardacker in den österreichischen Marken, wo am Tage vor Christi Himmelfahrt das Heer sich wieder zu ihm versammelte. Von da führte er die Schlachtschaaren selbst über die ungarische Grenze, und durchzogen ohne große Fährlichkeiten die ungarischen Lande in möglichst kurzer Zeit.

Mit dem Eintritte in das griechische Reich begannen aber unzählige Gefahren und Mühseligkeiten. — Alle Griechen hielten die bewaffneten Heere der Kreuzfahrer für die gefährlichsten Feinde, die ihre feindseligen und raubgierigen Absichten wider das griechische Reich unter der heuchlerischen Hülle des Gelübdes der Wallfahrt zum Grabe des Erlösers verbärgen; erst spät kamen sie von diesem Wahne zurück, als sie sahen, daß selbst durch Mißhandlung und Ueberlistung die Kreuzritter nicht bewogen wurden, ihrem Gelübde untreu, die Waffen gegen Christen zu wenden.

Bei jeder Gelegenheit überlisteten die Griechen die plumpe Ehrlichkeit der Deutschen, wer sich von densel-

selben etwa vom großen Heerzuge entfernte, wurde ohne Gnade ermordet. — Ganze Züge des griechischen Heeres zogen den Pilgerschaaren beständig zur Seite, und ließen keine Gelegenheit unversucht, den Deutschen Schaden und Verlust beizubringen.

Ein schreckliches Unglück raubte bald dem deutschen Heere eine größere Zahl der tapfersten Krieger, als in der blutigsten Schlacht gegen die Türken hätten können erschlagen werden.

Als am Vorabende von Maria Geburt die ermüdeten Pilgerschaaren nur noch wenige Tagreisen von Constantinopel, der Hauptstadt des griechischen Reiches, entfernt waren, und in die schöne und weite, von zwei kleinen Strömen umflossene Ebene bei Chörobaccha kamen, beschlossen der König Conrad und die Fürsten, dort zu rasten und das Geburtsfest der heiligen Jungfrau dort in Freuden und Andacht zu begehen; denn dieses Land hatte Ueberfluß an fetter Weide für die Rosse, welche der Stärkung am meisten bedürftig waren, und für die Menschen ließ sich aus zwei nahen volkreichen Städten reichliche Lieferung von Lebensmitteln hoffen. — Die Pilger freuten sich dieser Bequemlichkeiten und Vortheile; auf ihrer ganzen Heerfahrt hatten sie nicht in so herrlicher Gegend gerastet.

Aber schon in der ersten Nacht wurde ihre Freude in großes Leid verkehrt. — Denn um die Zeit der Nachtmette fiel ein sanfter Regen, welcher plötzlich, als eben die Geistlichen von dem nächtlichen Dienst in ihre Betten zurückgekehrt waren, in den heftigsten Platzregen überging; zu gleicher Zeit wurde das Thal von einem fürchterlichen Wasserstrom, der sich von dem Gebirge nach einem Wolkenbruche herabstürzte, überschwemmt; die beiden noch am Tage so kleinen und seichten Flüsse

schwollen mit unbegreiflicher Schnelligkeit und traten ungestümm über ihre Ufer; ein schrecklicher Sturmwind stürzte die Zelte um und riß sie fort mit dem Wasserstrom in das nahe Meer, noch ehe die Kreuzfahrer ihr Lager verlassen und von der Betäubung des Schlafes sich ermuntern konnten.

Schaudervoll war die Verwirrung, welche noch durch die dichte Dunkelheit der Nacht vermehrt ward und klägliches Angstgeschrei erfüllte die Luft. — Kunibert und sein Knappe Hans hatten sich gleich im ersten Augenblick auf ihre Pferde geworfen und retteten sich dadurch auf die felsichte Berghöhe aus den angeschwollenen Strömen. Wenig andere hatten gleiche Ruhe und Fassung, zweckmäßige Mittel der Rettung zu wählen, Viele stürzten in der Bestürzung in die brausenden Ströme und ertranken, andere hingen sich angstvoll an Diejenigen, welche durch Fertigkeit im Schwimmen sich selbst retten konnten, und zogen sie mit sich in den Tod.

Wenige retteten sich und begingen den andern Tag in Betrübniß und Trauer das Fest der heiligen Jungfrau, welches sie in Fröhlichkeit zu begehen gehofft hatten. —

Schmerzlich war den frommen und tugendhaften Männern im Heere dieß Unglück auch darum, weil nicht nur die Griechen es als die Strafe Gottes für die Ruchlosigkeit der Deutschen betrachteten, sondern auch sie selbst nicht zweifelten, daß die Sünden und Laster vieler gottlosen Kreuzfahrer solch furchtbares göttliches Strafgericht über sie gebracht habe. Wenige Wochen darauf wurde das ganze deutsche Heer auf griechischen Schiffen über den Hellespont nach Asien übergesetzt.

Neuntes Kapitel.

Schicksale der Kreuzfahrer.

Frohlockend betraten die Kreuzfahrer den Boden Asia's. — Mit dem Augenblicke, wo sie auf dem Schauplatze ihrer künftigen Thaten angekommen, glaubten sie auch schon das Mühsamste des Ganzen, schon jetzt zum Theil schon höchst verhängnißvoll gewesenen Zuges überstanden zu haben.

Allein die Griechen, obschon es ihr eigener Vortheil erheischt hätte, den Kreuzfahrern allen nur erdenklichen Vorschub in ihrem gefährlichen Zuge zu leisten, sparten auch jetzt keine Tücke, keine Bosheit gegen das unglückliche deutsche Heer. — Die Wallfahrter, welche von den Griechen freundliches Betragen gehofft hatten, wurden gar grausam getäuscht.

In keine der griechischen Städte, welche ihre Straße berührte, wurden sie eingelassen nnd entweder mit Lebensmitteln gar nicht versorgt, oder wo Nahrungsmittel ihnen verkauft wurden, im Handel ohne Scham und Zurückhaltung übervortheilt; für vieles Geld wurde ihnen kärgliche Speise nur von den Mauern der Städte an Stricken herabgelassen, und dieß nicht eher, als bis sie das Geld hinaufgeschickt und mancher bübische Grieche zog an seinem Seile das Geld eines armen hungrigen Kreuzfahrers hinauf und ging davon, voll Freude über den verübten Betrug und mit Hohngelächter über das Jammern und Klagen oder das Schreien und Schimpfen des unglücklichen Betrogenen davon.

Viele Wallfahrter wurden, und zwar auf Geheiß ihres schändlichen Kaisers, wie viele Griechen behaupteten, durch Mehl, welchem Kalk beigemischt worden, vergiftet.

Die einzelnen Truppen der Kreuzfahrer wurden ohne Unterlaß von zudringlichen griechischen Werbern verfolgt, welche die Noth und Verzweiflung der Hungernden benützend, durch allerlei List, betrügliche Verheißungen, schlaue und heuchlerische Ueberredung sie von ihrem heiligen Gelübde abwendig zu machen suchten und in die Dienste des treulosen Kaisers lockten. —

Griechische leichtbewaffnete Truppen waren in Asien, wie vordem in den europäischen Landen, dem Heere beständig zur Seite, und ließen ebenfalls keine Gelegenheit, den Kreuzfahrern mit Hinterlist und tückischer Bosheit zu schaden, unbenutzt, besonders, wo es im Verborgenen und ohne Furcht vor Rache geschehen konnte, und in den Hohlwegen und engen Pässen der Gebirge wurden viele treffliche Kreuzfahrer von ihren Geschoßen meuchelmörderisch getödtet.

Die Wegweiser, welche einige griechische Statthalter in betrügerischer Gefälligkeit den Deutschen sandten, führten boshaft das Heer in die Irre und der tückische, verrätherische Statthalter in Laedicia ließ sogar die Schaar eines tapfern deutschen Grafen zu einem Hinterhalte der Türken leiten und theilte, nachdem viele der Kreuzfahrer jämmerlich erschlagen worden, mit den Heiden die Beute. Durch solche boshafte Tücke wurde eine Heeresabtheilung, die sich unter dem Bischofe Otto von Freisingen von den andern Kreuzfahrern getrennt hatte, größtentheils vernichtet, und nur ein geringer Theil erreichte die Grenze von Syrien.

Noch viel schrecklicher war aber das Schicksal des Heeres, welches unter dem Könige Konrad selbst gegen Iconium zog, und unter welchem sich auch der Ritter von Helmishofen befand. Nicht nur eben solche Tücke, wodurch das Herr des guten Bischofs Otto so viel Un-

gemach auszustehen hatte, wurde gegen dieses Heer ebenfalls geübt, sondern noch viel schlimmere und boshaftere.

Zuerst riethen die Führer, welche der griechische Kaiser selbst an König Konrad gesandt, den deutschen Pilgerfürsten für sich und ihre Schaaren nur auf acht Tage Speise mit sich zu nehmen, vorgebend, daß sie nicht mehr Zeit bedürften, um Iconium zu erreichen; dann führten sie auf Irrwegen das Herr nicht durch das fruchtreiche und bequeme Land von Lycaonien, sondern in den Wüsten und Gebirgen von Cappadocien. Als durch dreitägigen Hunger ermüdet die armen Pilger in einem engen, von hohen Bergen und steilen Felsen eingeschlossenen Thale sich gelagert hatten, und die heidnischen Schaaren in der Nähe waren, welchen der betrügerische Griechenkaiser selbst von dem Anzuge der Christen Nachricht gegeben, da entwichen die Führer plötzlich in der Nacht und gingen über zu den Türken.

Unter den Pilgern entstand große Bekümmerniß, als die Entweichung der griechischen Führer kund wurde, wiewohl sie noch nichts von der Nähe des Feindes wußten; denn erst die Hälfte des Weges nach Iconium war zurückgelegt, und die gefahrvollere Hälfte stand ihnen erst noch bevor. —

Die Fürsten hielten sogleich einen Rath, aber noch war kein Beschluß gefaßt worden, als das Geschrei entstand, daß auf allen Bergen ringsum türkische Schaaren gesehen würden. — Da merkten die Kreuzfahrer den schändlichen Verrath, welchen die Griechen an ihnen geübt. — Eine Sonnenfinsterniß entstand, und Hans, der Knappe Ritters Kunibert sagte in treuherziger Weise; Gott habe im Zorne über die Bosheit der Grie-

chen das Sonnenlicht zur Hälfte den Menschen entzogen. —

Es geschah dieser schändliche Verrath in der Nähe von Dorylaenum, nahe dem Schlachtfelde, wo im ersten Kreuzzuge der Herzog Gottfried und die andern Helden gar rühmlich gegen die Heiden gestritten.

Die Verzweiflung der Kreuzbrüder war schrecklich; denn vorwärts zu ziehen, und die Rückkehr; beides war gleich gefährlich und in jedem dieser Fälle mußte der Paß von den Türkenschaaren, die sie rings umschlossen, erzwungen werden. — Nach vieler und langer Berathung beschlossen der König Konrad und seine Fürsten auf einer Seitenstraße durch die Gebirge von Lycaonien nach Nicäa zurückzukehren und dann dem Bischofe Otto von Freisingen auf der Straße an der Meeresküste nachzufolgen.

Wie konnten aber die deutschen Fürsten meinen, daß es einem Heere, dessen Ritter und Rosse so schwer gewappnet waren, welches durch eine so große Zahl theils schlecht gerüsteten, theils ganz ungerüsteten und nur mit Pilgerstab und Tasche versehenen Fußvolkes belästigt wurde, möglich sein werde, durch ein gebirgiges Land ohne alle Kenntniß der Wege und Straßen und unter der beständigen Verfolgung von zahllosen Schaaren leichter türkischer Reiterei aus allen Landschaften des türkischen Reichs, welche unter einem kriegserfahrenen Feldherrn, dem Fürsten von Iconium sich gesammelt hatten, wohlbehalten hindurch zu kommen.

Es kam in wenig Tagen auf diesem schrecklichen Rückzuge der größte Theil des deutschen Heeres jämmerlich um, ohne daß diesen stolzen Kriegern nur die Ehre des Kampfes wider die Heiden zu Theil wurde.

Denn die Türken mieden klüglich Schlachten und Gefechte, um ohne eigenen Verlust zu siegen.

Die Rosse fielen von den Pfeilen der überall lauernden Türken oder durch Hunger und Ermattung; die Kräfte der Menschen erlagen durch die Schlechtigkeit der Nahrung und die Länge der Tagereisen. Das Fleisch der umgekommenen Pferde war in diesen öden Gebirgen die einzige Nahrung der Wallbrüder. — Es verloren die kühnsten und frömmsten Ritter den Muth und das Vertrauen zu Gott, und die stärksten Helden und Kämpfer ließen sich, wie schüchternes Wild, furchtsam von den Heiden ohne Widerstand mit Schwertern und Pfeilern tödten. Am längsten harrte im Kampfe der tapfere und fromme Graf Bernhard von Plözke aus; er hielt mit seiner wohlbewaffneten Ritterschaar die Nachhut und wehrte kräftig die Türken ab; aber eines Tages, nachdem auch diese Schaar ihre Rosse verloren, wurde der wackre Streiter und alle seine Herrgesellen von den türkischen Bogenschützen, die Sultan Masud von Rhum gesandt, aus der Ferne getödtet.

Und bei diesem Gräuel verzweifelten auch Diejenigen, welche bis dahin noch ihren Muth aufrecht erhalten, Jeder suchte fliehend, auf welche Weise er es vermochte, Nicäa zu erreichen, und keine Schaar hielt mehr zusammen. Der König Konrad kam, von zwei Pfeilen verwundet, und in sehr geringer Begleitung nach Nicäa, und kaum der zehnte Theil seines prächtigen Heeres sammelte sich in kläglichen Zustande nach und nach wieder um ihn. —

Alles kostbare Geräthe, alle Schätze und Köstlichkeiten, das unermeßliche Rüstzeug und Heergeräthe, welches die Kreuzfahrer mit sich geführt hatten, war eine Beute der Heiden geworden.

Auch dieses Unglück bewog die tückischen, erbärmlichen Griechen nicht zum Mitleiden, sondern der heuchlerische Kaiser, ihr Gebieter, gebot ihnen mit verruchter Schlauheit, das Elend und die Noth der armen deutschen Kreuzfahrer sich zu Nutzen zu machen. Auf sein Geheiß verkauften die Griechen diesen ermatteten, ausgehungerten Menschen Lebensmittel nicht für Geld, sondern nur für Waffen, und wer von den Deutschen irgend etwas zum Verkaufe den Griechen anbot, erhielt nur falsches Geld, welches auf ausdrückliche Anordnung des Kaisers für den Handel mit den Wallfahrtern geprägt worden war.

Durch diese und ähnliche Maßregeln gelang es seiner Tücke, von aller Besorgniß wegen der mit Recht über ihn erbitterten Kreuzfahrer sich zu befreien. — Die meisten Derer, welche dem Tode durch Hunger und den Geschoßen der Heiden entgangen waren, kamen, nachdem sie ihre Waffen, durch die äußerste Noth gezwungen, verkauft hatten, nach Konstantinopel und kehrten, unvermögend sich von neuem zu bewaffnen, meistens einzeln und wehrlos, ohne je mehr an die Erfüllung ihres Gelübdes zu denken, ohne das heilige Grab gesehen zu haben, in ihre Heimath zurück. *)

Inzwischen hatte König Konrad, Gesandte an den König Ludwig von Frankreich gesandt, der mit einem auserlesenen Heere am See von Nicäa lagerte und ihm seine Noth geklagt.

---

*) Odo v. Deuil (S. 52) erzählt: „daß von den Kreuzfahrern, welche die Meeresküste flüchtig erreicht und nach Deutschland heimkehren wollten, 30,000 Mann im Angesichte von Konstantinopel Hungers starben, weil die Griechen säumten, ihnen Lebensmittel zu reichen oder Schiffe zur Ueberfahrt zu gestatten.“

Mit innigster Betrübniß hörte der König den Bericht über dieses Mißgeschick, und beschloß eine andere Straße zu ziehen, als jene, auf welchen schon so beträchtliche Streithaufen zu Grunde gegangen. — Er versprach, daß das französische Heer, die deutschen Pilger, welche noch übrig waren, bei der Burg Lopadium erwarten sollte.

Als die Deutschen von Nicäa abzogen, wurden sie von den leichten griechischen Reitern und Bogenschützen unaufhörlich verfolgt und ungestümm beunruhigt, verwundet, ausgeplündert und getödtet, so daß, unfähig sich selbst zu vertheidigen, der König Konrad Boten an die Franzosen sandte, und ihnen seine Noth klagte; — worauf sogleich eine auserlesene Ritterschaar abgeschickt wurde, welche die griechischen Truppen mit leichter Mühe verjagten.

Der Anblick des Elendes und der Muthlosigkeit der sonst so trotzigen Deutschen, als sie endlich in das Lager der Franzosen einzogen, rührte die gefühlvollen französischen Pilger bis zu Thränen; in dem ganzen Heere wurde der Haß gegen die tückischen und allen Wallbrüdern feindseligen Griechen von neuem entflammt, und die Kreuzfahrer trösteten sich wegen alles Leides, welches sie insgesammt von den Griechen erfahren, mit der Hoffnung, daß die Zeit schwerer Rache schon noch erscheinen werde.

Aber sie erschien nicht, die nämlichen Mittel, welche das große deutsche Heer vernichtet hatten, wurden auch angewandt und das französische Herr, mit dem sich die Ueberbleibsel des deutschen Pilgerschaaren vereiniget, sah erst nach einem Zeitraume von zwei Monaten, Ephesus. —

Die Länder der Türken wurden aber, wie ein ara-

bischer Schriftsteller meldet, durch die große Beute, die den Kreuzfahrern abgenommen, dermassen angefüllt, daß man zu Militene das Silber zentnerweiß verkaufte.

Die Griechen aber wurden von Gott für ihre Treulosigkeit an den armen Wallbrüdern zwar nicht an sich, doch an ihren Nachkommen hart genug gestraft. — Denn eben jene Türken, welche, wenn die Griechen nicht so vieles, ja fast alles zur Vertilgung der Kreuzfahrer aufgewandt, von den beiden gewaltigen Heeren, dem deutschen und französischen gar leicht besiegt worden wären; breiteten ihre Eroberungen immer weiter aus, so daß sie nicht nur die kleinasiatischen Besitzungen der Griechen an sich rissen, sondern auch endlich über den Hellespont setzten, und unter Sultan Mohamed im Jahre 1453, das griechische Kaiserthum und die Hauptstadt Konstantinopel selbst eroberten. —

Zehntes Kapitel.

(Fortsetzung.)

König Ludwig hatte mit seinem Heere, unter welchem sich auch der Ritter von Helmishofen befand, den Winter über bei dem Fürsten Raimund von Antiochia zugebracht. — König Konrad aber hatte den Entschuldigungen des griechischen Kaisers geglaubt, der alles, was von den Seinigen, den Wallbrüdern Böses zugefügt worden, als Zufall auslegte. — Ja, Konrad hatte sich sogar bewegen lassen, mit seinen Fürsten den Winter in Konstantinopel zuzubringen.

Als aber der Palmsonntag erschien, wollte alles nach Jerusalem, welches vom ersten Kreuzzuge her mit einem kleinen Theil Palästinas in den Händen der

Christen war, wallfahrten. — Zu Jerusalem fanden sich alle die deutschen Pilger wieder zusammen und ach, wie viele und schmerzliche Erinnerungen an Thorheit, Uebermuth und Unglück, so wie an den Tod und das Verderben so vieler tapfern Freunde und frommen Heergesellen theilten sie miteinander.

Der König Konrad, nachdem er wenige Tage in Jerusalem verweilt, wahlfahrtete an alle heiligen Orte außerhalb der Stadt und gab sich überhaupt alle erdenkliche Mühe, die streitbaren Ritter durch Zureden zu vermögen, daß sie an einem Heerzuge gegen die Türken Theil nehmen möchten. — Denn die meisten der Wallfahrer, welche angekommen, sobald sie ihr Gebet auf dem heiligen Grabe verrichtet und die andern Stätten des gelobten Landes besucht hatten, beeilten sich, dasselbe wieder zu verlassen, ungewillt sich, in ein Unternehmen einzulassen, von welchem sie kein Gedeihen hofften.

Der feste Glauben an den Beistand Gottes und Christi im Streite wider die Heiden, durch welchen oft schon so große Wunder geschehen, wie konnte er in den Gemüthern von Pilgern sein, von welchen so viele durch Bosheit, Gottlosigkeit und allerlei Verbrechen der göttlichen Gnade sich unwürdig gemacht hatten. — Den frommen und redlichen Christen war außerdem die prunkende Prachtliebe und eitle Ueppigkeit, welchen die Könige und Fürsten trotz den Leiden ihres Volkes fröhnten, ärgerlich. — Selbst, als die Könige Ludwig und Konrad zum erstenmale im heiligen Lande zusammentrafen, wetteiferten sie miteinander in eitler Pracht, anstatt in Demuth Gott für ihre Rettung aus so großen Leiden zu danken und seine Hülfe für ihre frommen Unternehmungen anzuflehen. Auch der König Ludwig

gab sich zu Tyrus viele Mühe, die Pilger, welche dort anlandeten oder von ihrer Wallfahrt zurückkamen, um sich wieder einzuschiffen, zur Theilnahme an der Heerfahrt wider die Heiden zu bewegen. Aber die meisten der streitbaren Männer, welche sich endlich entschlossen, Theil an diesem Kampfe zu nehmen, wurden dazu viel weniger durch Eifer für den Ruhm und die Ehre des Christenthumes vermocht, als durch den verheißenen reichlichen Sold.

Die christlichen Fürsten beschlossen, als sie wieder Truppen gesammelt hatten, Damaskus zu erobern, damit nicht diese dem christlichen Reiche von Jerusalem so gefährliche Stadt länger in der Gewalt der Muselmannen bliebe. —

Mit prächtigen, schön gerüsteten Schaaren zogen die Könige und viele berühmte Fürsten des Abend- und Morgenlandes in der Hitze des Heumonats 1148 nach Tiberia. Man sah an ihren schönen und glänzenden Waffen und der Pracht ihres Lagers keine Spur mehr der Trübsalen und Leiden, welche gar viele in diesem Heere erduldet, und die rauschende Fröhlichkeit, wovon das Lager ertönte, ließ keine schmerzliche Erinnerung an den Tod und den jämmerlichen Untergang so manches unglücklichen Kreuzfahrers Raum. Auch der Patriarch Fulcher von Jerusalem gesellte sich zu ihnen mit dem heiligen Kreuzholze, an dem einst der Heiland der Welt verschieden. —

Nachdem die Könige den Aufbruch geboten, zog dieß stattliche Heer mit andächtiger Erinnerung an die wundervolle Bekehrung des Apostels der Heiden auf dem Wege, auf welchem der heilige Paulus, noch als Saul, gegen Damaskus reiste, mit Dräuen und Morden wider die Jünger Jesu.

Aber sehr verschieden waren die Gesinnungen, von welchen die Fürsten der Kreuzfahrer beseelt waren. Die abendländischen Pilgerfürsten waren voll Eifer und heißer Kampfslust; die christlichen Fürsten des Morgenlandes aber voll böser Tücke und geneigter den Heiden, als ihren christlichen Brüdern aus dem Abendlande.

Das Heer überstieg die Gebirge von Hermon und Antilibanon, und schaute zuerst bei dem Dorfe Misa in die weite, fruchtbare und herrliche Ebene, worin, vier Rasten von seinem Lager entfernt, die stolze, mit stattlichen Thürmen und großen Palästen prangende Stadt liegt, welche die Streiter Christi mit Gottes und des heiligen Kreuzes Hülfe bekämpfen wollten.

Dort, nicht ferne von dem Orte, wo dem Apostel Paulus plötzlich das Licht vom Himmel erleuchtete, ordneten die Fürsten ihre Schaaren und verfügten die Ordnung des Heeres. Den Schaaren des Königreichs Jerusalem, weil von ihnen die meiste Kenntniß des Landes zu erwarten stand, wurde der vorderste Platz im Heere angewiesen, der König Ludwig von Frankreich zog mit den französischen Schaaren in der Mitte, und die deutschen Schaaren des Königs Konrad bildeten die hinterste Schlachtordnung. Also geordnet stieg das Pilgerheer langsam in die Ebene hinab. —

Der Reichsverweser Anar zu Damaskus hatte, sobald die Kunde von dem Anzuge der Christen zu ihm gekommen war, keine Sorgfalt gespart, um die trefflichsten Anstalten zur Vertheidigung dieser durch ihre Umgebung sowohl, als durch ihre Lage sehr geschützten Stadt anzuordnen. Schon damals, wie noch jetzt, erstreckten sich, der Stadt zu schöner Zierde, und trefflichem Schutze, zahllose Gärten, welche mit vielen Fruchtbäumen bepflanzt und mit Lustwäldern geziert, zum

Theil dichten Forsten glichen, durch die ganze Ebene, ostwärts und nordwärts, vier bis fünf Rasten weit, bis an den Fuß des Gebirges, von welchem das christliche Heer hernieder zog.

Zwar führte in der Mitte dieser Gärten eine breite Strasse nach Damaskus; aber die unzähligen engen Nebenwege, welche zwischen den hohen, aus übereinander gelegten Erdziegeln gebauten Mauern dieser Gärten nach allen Richtungen hin liefen, gaben den Feinden sichere Schlupfwinkel und begünstigten Ueberfall und Hinterhalt.

Alle diese Vortheile waren sorgfältig von den Heiden benützt. Hinter jeder Gartenmauer waren Männer verborgen, welche durch kleine Oeffnungen die Christen, welche sich ihnen näherten, mit erschrecklicher Schnelligkeit mit ihren Lanzen erstachen, ehe sie noch den Angriff gewahrten, und die Gebüsche, Lustwälder sowohl, als die Sommerpaläste, Thürme und Lusthäuser der Gärten waren mit Bogenschützen angefüllt. Denn nicht nur die Miliz von Damaskus war zur Vertheidigung der Stadt ausgezogen, sondern überhaupt alle streitbaren Männer hatten sich gerüstet und gewaffnet zum Kampfe wider die Christen; und wer nicht im offnen Kampfe zu streiten vermochte, hatte sich in den Thurm seines Gartens begeben, wo er so viele der Kreuzbrüder, als möglich, mit Pfeilen aus der Ferne zu tödten sich bemühte. — Selbst die Scheichs und Derwische, die Mönche der Türken, waren mit Schwertern, Bogen und Pfeilen ausgezogen, um an dem Siege der Muselmänner über die Christen Antheil zu haben oder als Martyrer für Allah und den Propheten zu sterben. Alle Brunnen und Wassergräben waren verschüttet und

aus allen umliegenden Dörfern Nahrung für Menschen und Thiere in die Stadt gebracht.

Die christlichen Fürsten hatten im feierlichen Kriegsrathe beschlossen, die Stadt von der Abendseite zu belagern, und der Gärten sich zu bemächtigen, welche ihnen nicht nur Früchte mancherlei Art, sondern auch frisches und gesundes Wasser gewähren konnten, weil der wasserreiche Fluß Barrady, im Alterthume Chrysorrhoas genannt, und dessen beide Nebenströme, welche an dem Ausgange des Thales, in welches das christliche Heer hinabstieg, von dem Hauptstrome sich trennten, in einer unendlichen Menge von nach allen Richtungen geleiteten Kanälen fast alle dort liegenden Gärten bewässerten. —

Darum verließen die christlichen Schaaren, sobald sie in die Ebene von Damaskus kamen, ohne Verzug die große Strasse, begaben sich unverzagt auf die Nebenwege, brachen unerschrocken in die Gärten ein, und obschon viele tapfere, christliche Männer durch die Pfeile und Lanzen der Heiden getödtet wurden, so gelang es doch zuletzt den Kreuzbrüdern, alle in den Gärten verborgenen Heiden zu erschlagen, zu fangen oder in die Flucht nach der Stadt zu treiben und Herren der Gärten zu werden.

Bald aber erhob sich ein noch härterer Kampf, als sich in der Nähe des schönen Lustorts Rabua die Christen sich der Ufer des Flusses zu bemächtigen suchten, um sich und ihre Rosse nach den Anstrengungen des heißen und mühevollen Tages erfrischen zu können, indem die Wasserleitungen in den Gärten verschüttet worden waren.

Die tapfersten damaszenischen Schaaren hielten die Ufer besetzt. — Dort war der Reichsverweser Anar

selbst, auch der Emir Ezub, Vater des großen Salachedbia, dessen Name alle morgenländischen Bücher mit Ehrfurcht nennen und Stifter des berühmten Geschlechts der Ezubiten, einer der größten muselmännischen Herrscherfamilien. — Damals war er einer der berühmtesten Emire der Miliz von Damaskus, mit ihm viele andere, durch ihre Tapferkeit berühmte türkische Führer.

Schahinschah, der älteste der Söhne dieses Ezub, fiel in dem Getümmel dieser Schlacht, nahe dem Thore der Stadt, wofür ihn die Türken als Martyrer für ihren Glauben verehren. – Vor allen stritt der Reichsverweser Anar selbst mit der größten Tapferkeit, den muthigsten christlichen Kämpfern überall selbst entgegentretend, wo die Gefahr am dringendsten und furchtbarsten schien.

Unaufhörlich murrten die Heerpauken, erscholl das Kriegsgeschrei der Muselmannen: Auf! auf, Du Familie des Islams, auf, auf, ihr Löwen der Schlacht! und von diesem Zurufe wunderbar begeistert, stürzten sich todtverachtend die Emire, an der Spitze ihrer beturbanten Schaaren, in den Kampf.

Darum arbeitete die Miliz des Königreichs Jerusalem, welche als die erste in der Schlachtordnung, sich auch zuerst dem Ufer des Flusses näherte, vergebens gegen die begeisterten, wüthenden Mohamedaner, welche, so heftig sie auch anstürmten, ihren Lanzen und Schwertern nicht wichen, bis endlich König Konrad, unwillig über den Verzug und die entstandene Stockung im Vorrücken, mitten durch die französischen Schaaren mit seinen stahlbedeckten Rittern auf den Kampfplatz sprengte.

Unverzüglich, wie es damals von den deutschen Rittern in gefährlichen Kämpfen nicht selten zu geschehen

pflegte, stiegen der König selbst und alle seine Ritter von den Schlachtrossen und drangen zu Fuß wider die Feinde; sie schonten keines Heiden, erschlugen Alle, welche widerstanden, und der König Konrad soll zum Erstaunen der Christen und zum Schrecken der Feinde mit seinem Schlachtschwerte einem gepanzerten Heiden den Kopf zugleich mit der linken Schulter und dem linken Arme in einem gewaltigen Hiebe abgehauen haben.

Es obsiegte die Tapferkeit der Christen; nachdem viele Heiden und selbst zwei ihrer vornehmsten Priester erschlagen worden, wichen die übrigen und überließen den Fluß den Christen, worauf die tapfern Kreuzbrüder, nachdem sie sich und ihre Rosse erfrischt, in den Gärten sich lagerten, ganz nahe den Mauern der Stadt.

In Damaskus selbst entstand nach diesem ersten Siege der Christen die größte Verwirrung und Verzagtheit. — Die Weiber, Greise und Kinder thaten Buße in der Asche, damit Gott die Sünden des muselmännischen Volkes tilgen möge; ein von einem Kalifen selbst geschriebener Koran wurde in der Mitte der großen Moschee ausgesetzt, und alles Volk versammelte sich um dieses heilige Buch zu inbrünstigem Gebete zu Gott um Hülfe gegen das gewaltige christliche Heer. — Die Straßen, welche nach der Seite führten, wo die Christen gelagert waren, wurden mit großen Balken verlegt, damit die Kreuzfahrer, wenn sie in die Stadt eindrängen, dadurch so lange aufgehalten würden, bis das muselmännische Volk nach der entgegengesetzten Seite entfliehen könnte.

Denn die Heiden fürchteten, die Wallfahrer würden mit gleicher Kühnheit und gleichem Eifer, wie sie

am Fluße gekämpft, nun unverzüglich zum Sturme der Stadt schreiten. Doch solche Kampflust, als ihnen ihre Gegner zutrauten, war nicht in diesen Kreuzfahrern.

Schon in der ersten Nacht, welche so angstvoll für die Damascener begann, wandelte sich die Verzagtheit der Heiden in Zuversicht, weil die Christen nichts anders unternahmen, als daß sie in den Gärten die Bäume umhieben und daraus ein Bollwerk für ihr Lager machten. Darum zog, voll Verdruß über diese Zerstörung der schönen Gärten, schon am andern Morgen die damascenische Miliz wieder aus und bot zuversichtlich den Christen den Kampf an. Sie stritten vom Morgen bis tief in die Nacht; dießmal siegte die christliche Tapferkeit nicht, und es wurde selbst der Priester, welcher das heilige Kreuz trug, getödtet, was die Christen in große Angst und Verwirrung brachte.

Langsam begannen sie zu weichen, um sich in ihr verschanztes Lager zurückzuziehen. Kunibert stritt unverzagt in den vordersten Reihen der Deutschen, längst war sein Schlachtroß unter ihm getödtet, ein Pfeil hatte seinen Hals gestreift, an welchem das Blut herunterrann. Da bemerkte er in der Entfernung, wo das Schlachtgetümmel am heftigsten war, seinen treuen Hans, der sich verzweiflungsvoll gegen die Ueberzahl der beturbanten Dränger vertheidigte.

Eilfertig eilte der gute Herr seinem treuen Knappen zu Hülfe, zu spät, denn ein Damascenerstahl spaltete, von tapferer Faust züngelnd geführt, den grauen Schädel des Hans, und das Blut des Deutschen floß in den schönsten Gärten Asiens.

Wüthend drang, den Mord seines Dieners zu rächen, Kunibert auf denjenigen ein, der den Hieb ge-

führt hatte. — Dieser war ein gewaltiger Kämpfer, rechts und links fing er mit einem Schilde aus dem dicken Felle des Nilpferdes, die Hiebe auf, die der Christ nach ihm führte; als aber der Kampf sich in die Länge zog, schien er aus der längern Dauer desselben Gefahr für sich zu besorgen, oder desselben überdrüssig zu sein, denn er rief einem Haufen Kämpfer seines Volkes, die unsern im heißen Kampfe beschäftigt waren, ein halbes Dutzend Worte zu. — Augenblicklich ließen jene von der Blutarbeit ab und warfen sich auf den Ritter von Helmishofen, uud ehe derselbe noch von seinen Waffenbrüdern Beistand erhalten konnte, war er übermannt, entwaffnet und zu Boden gerissen und bei den Füssen fortgeschleift.

Wo so Viele fallen, gilt der Verlust der Einzelnen wenig, und so kam es denn, daß niemand auf den Fall des tapfern Ritters achtete. — Die Christen waren froh, ihr Lager wieder erreicht zu haben, die Heiden aber kehrten nicht in die Stadt zurück, sondern lagerten sich, trotzig den Christen gegenüber. —

In der zweiten Nacht wandelte sich die Bestürzung der Christen in den äußersten Mißmuth. Aus allen Landschaften des damascenischen Reichs zogen die aufgebotenen streitbaren Männer, vorzüglich vortreffliche Bogenschützen herbei, um mit Anar für die Befreiung der Hauptstadt zu streiten, und die Christen vernahmen mit Entsetzen, wie in der Nacht das Lager der Heiden, über welches sie schon am verflossenen Tage nichts vermocht hatten, sich immer mehr mit bewaffneten Männern füllte.

Am folgenden Tage, an welchem die Christen keinen Angriff wagten, und Anar sich in der Absicht, alle seine Streitkräfte zu erwarten, ruhig verhielt, wuchs das damascenische Heer bis auf hundert- und

dreißigtausend Streiter. Als am vierten Tage die zahlreichen damascenischen Schaaren muthig und kampflustig gegen das christliche Lager anzogen, da blieben die christlichen Streiter hinter den Verschanzungen ihres befestigten Lagers, und nur einzelne Ritter wagten sich hervor, wenn Gelegenheit zu siegreichem Kampfe mit einzelnen Heiden sich darbot.

Nachdem Anar lange Zeit vergeblich den christlichen Königen die Schlacht angeboten, kehrte er in sein Lager zurück, weil es ihm unmöglich schien, das verschanzte Lager der Christen zu überwältigen. In dieser mißmuthigen Stimmung waren die Pilger, als die Boten des Atabeg Saifeddin, Fürsten von Mosul, zu den Königen kamen, mit drohenden Mienen und Worten den Anzug von zwanzigtausend tapferer Streiter aus Mosul verkündend, und die Christen auffordernd, unverzüglich von Damaskus abzulassen, wofern sie nicht die schwere Rache des Atabeg fühlen wollten.

Die Christen wollten durchaus die Belagerung nicht aufgeben, bis ihnen falsche Berichte zukamen, auf der andern Seite sei die Stadt leicht zu erobern, worauf sie die Gärten verließen, wo sie an Wasser und Lebensmitteln Ueberfluß gehabt, und nach der andern Seite zogen, wo sie nichts fanden, als die Stadt noch fester befestigt, ausgeleerte Häuser und verlassene Dörfer.

Ihr erster Lagerplatz aber war nicht mehr zu erlangen; denn die Damascener hatten, als die Christen abgezogen, eilends der Gärten sich wieder bemächtigt, sie mit zahllosen Bogenschützen besetzt und alle Zugänge mit großen Balken verrammelt. — Es blieb den Pilgern nichts übrig, als ein schimpflicher verderben drohender Rückzug.

Die beiden mächtigsten Könige der Christenheit, und

so viele tapfere und stolze Ritter brachen mitten in der Nacht auf und suchten unbemerkt, den Heiden zu entkommen. Aber noch ehe der Tag graute, eilten die damascenischen Reiter ihnen nach, erschlugen der Pilger, welche ermattet durch Hunger und die Eile der Flucht, weniger an Widerstand als ihre Rettung dachten, eine große Zahl, und gewannen eine unermeßliche Beute an Kostbarkeiten und Schätzen aller Art, welche die eitlen und prachtliebenden Wallfahrter mit sich geführt.

Welcher Schmerz konnte größer sein, als der Schmerz der von Damascus zurückkehrenden Pilger, welche statt des herrlichen Namens und rühmlichen Andenkens, welche sie sich zu stiften gedachten, nur Schmach und den bittersten Verdruß gewannen! Um die Schande der Rückkehr ohne Vollbringung irgend eines nützlichen Werkes für das heilige Land von sich abzuwenden, besprachen König Konrad und König Ludwig zwar noch im Lager von Damascus mit den syrischen christlichen Fürsten, die Belagerung von Ascalon und erhielten das Versprechen, dazu redlich und mit allen Kräften zu helfen. Aber auch diese Unternehmung gereichte so wenig dem christlichen Namen zu Ehre, als jene von Damaskus. — Die abendländischen Fürsten kamen zwar vor Askalon an, fanden aber fast niemanden von den morgenländischen Christen, und nachdem sie fast acht Tage lang vergeblich auf selbe gewartet, kehrten sie den Mauern der Stadt, welche sie erobern wollten, den Rücken.

Da säumten die deutschen Fürsten nicht länger, das Land zu verlassen, wo Christen einander verrathen hatten. Der König Konrad und sein Bruder, der Bischof Otto von Freising, fuhren von Ptolemais, am Tag Mariä Geburt ab nach Constantinopel mit dem königlichen Kanzler Arnulf, dem Bischofe von Basel, den

Herzogen Friederich von Schwaben und Heinrich von Bayern und vielen andern geistlichen und weltlichen Laienfürsten. Alle erreichten glücklich ihre Heimath wieder bis auf jene, die ihr Grab im fernen Asien gefunden hatten.

Auch die französischen Kreuzfahrer eilten in ihr Vaterland. Der König Ludwig aber, und einige seiner Barone verweilten noch länger in Jerusalem, jedoch in großer Abgeschiedenheit von den Großen des kleinen Staates, deren verrätherische Gesinnungen sie hinlänglich kennen gelernt hatten. — Sie feierten noch das Osterfest im Jahre 1149 zu Jerusalem und kehrten im Frühlinge, nicht ohne Schmerz und Traurigkeit, heim, nachdem sie auch bei der Heimkehr ein schlimmes Geschick zu verfolgen schien. Von griechischen Schiffen wurde das Schiff, auf welchem der König mit seinen Baronen fuhr, genommen und die Schmach, nicht als Gefangener vor den tückischen und boshaften Griechenkaiser geführt zu werden, verdankte König Ludwig nur dem tapfern sicilischen Admiral Georg.

Dieser mit einer Flotte kühner Seefahrer kehrte so eben von Konstantinopel, wo er selbst den Griechen zum Hohne, mit vergoldeten Pfeilen den kaiserlichen Palast beschossen, stieß auf die griechischen Schiffe, welche den gefangenen König Ludwig nach Konstantinopel führen wollten, und befreite ihn aus ihrer Gewalt, worauf der König sein Reich bald wieder sah, doch noch lange gedachte man in Frankreich dieser Meeresfahrt mit Trauer und Unmuth.

Die mit so großer Anstrengung begonnene Wallfahrt hatte also keine andern Folgen, als allgemeine Betrübniß in allen Ländern der katholischen Kirche, — denn wenige Familien waren nicht dadurch in Trauer gesetzt

worden — und allgemeiner Widerwillen gegen solche Unternehmungen, an denen Gott, wie Alle zu erkennen glaubten, kein Wohlgefallen habe.

Gegen den Abt Bernhard aber wurde überall im Abendlande ein großes Geschrei erhoben, weil er mit so großer Sicherheit den Beistand Gottes und herrliche Früchte von dieser Heerfahrt verheißen hatte. Viele seiner Zeitgenossen verläumdeten ihn als einen Lügenpropheten, welcher durch falsche Vorspiegelung eines glücklichen Erfolgs, das Kreuz gepredigt und das Volk ins Unglück gelockt hätte.

Wenige waren gerecht genug zu bedenken, daß die Ermahnungen des frommen Abtes zur Eintracht, Gottesfurcht, Mäßigkeit und Enthaltsamkeit von den Kreuzbrüdern wenig berücksichtigt worden, sondern daß Unfrieden, Ruchlosigkeit, Ueppigkeit und Schwelgerei in diesem Heere geherrscht, und daß selbst die Verfolgungen des griechischen Kaisers, nur durch die Kreuzbrüder sich selbst zugezogen worden, durch ungestümmes Wesen und Zügellosigkeit.

Den heiligen Bernhard selbst betrübte der traurige Ausgang dieses Unternehmens, in so fern, als die glänzenden Hoffnungen, durch diese Wallfahrt den göttlichen Namen verherrlicht zu sehen und die Macht der christlichen Kirche auszubreiten, vereitelt waren, weit mehr, als ihn die Verunglimpfung seines Namens durch harte und ungerechte Urtheile schmerzte.

Manche seiner Zeitgenossen trösteten ihn durch freundliche Briefe, und gelehrte Prälaten boten alle Kunst der Beredsamkeit und Vernunft auf, zur Stärckung seiner Ueberzeugung, daß, so schlimm auch der Ausgang dieser Unternehmung menschlichen Augen erschiene, er gleichwohl der beßte wäre, weil Gott ihn

beschlossen, und nicht daran gezweifelt werden könne, daß Gott die Leiber der gottlosen Wallfahrter durchs Schwert der Türken, durch Hunger und Pestilenz nur in der heilsamen und gnädigen Absicht vernichtet hätte, ihre unsterblichen Seelen zu retten, und durch diese zeitlichen Qualen für die ewige Herrlichkeit zu läutern.

Auch der Bischof Otto von Freising, welcher selbst so viele Gefahren auf dieser unglücklichen Heerfahrt ertragen, tröstete sich mit der Betrachtung, daß durch sie, obwohl sie ihres Ziels verfehlt und viel leibliches Ungemach herbeigeführt wurde, doch auch das Heil vieler Seelen befördert worden wäre.

Papst Eugen tröstete den König Konrad mit den Worten der Schrift: daß der Herr Diejenigen züchtigt, welche er liebt, und diejenigen befreie, welche auf ihn vertrauen. Des Abtes Bernhard Freunde entschuldigten ihn bei Denjenigen, welche auf ihn schlimm zu sprechen waren, daß derselbe nicht aus eigenen Antrieb das Kreuz gepredigt, sondern auf Befehl seiner Obern, des Papstes und des Königs von Frankreich. — Sie erinnerten ferner, daß Jene viel beklagenswerther wären, welche nach ihrer Rückkehr wieder in ihre vorigen Sünden zurückgefallen wären, als diejenigen, welche durch den Tod in Asien ihre Sünden abgebüßt und in die Unmöglichkeit versetzt worden, wieder zu sündigen.

Zu seinen Freunden redete Bernhard zwar mit frommer Ergebung in den Willen Gottes, aber auch mit Unwillen und Abscheu über den Leichtsinn der Fürsten und Ritter sowohl, als auch der geringern Leute, welche mit auf der Heeresfahrt gewesen, denn nimmermehr, meinte er, würde sonst das große Unternehmen gescheitert sein. Am meisten aber kümmerte ihn, daß

selbst Diejenigen, welche zurückgekehrt waren, sich durch das harte, göttliche Strafgericht, von welchem sie Zeuge gewesen, sich nicht hatten bessern lassen.

„Die Fürsten" sagte er, „haben in dem Lande des Herrn nichts Gutes gethan, und in ihren eigenen Ländern üben sie alle mögliche Bosheit!" —

Er ging mit Plänen um, einen neuen Kreuzzug zu veranlassen, den er selbst anzuführen gedachte, als er am 20. August 1153 in der nämlichen Woche starb, als die Stadt Askalon, für deren Eroberung die Christen so lange vergeblich gearbeitet, der Schlüssel zu Egypten mit Hülfe einiger Schaaren Tapferer erobert wurde, zum Beweis, daß nicht der Menge der Sieg zu Theil werde oder dem Uebermuthe, sondern der Tapferkeit unter kluger Anführung und Gottes Segen.

Eilftes Kapitel.

Schicksale eines Gefangenen.

Mild schien die Sonne hernieder auf den Libanon, dessen Cederwälder in der Ferne dunkel glänzten, überragt von noch höhern Felsen, deren Kuppen von ewigen Schnee und Eise starrten. — An der südlichen Seite des Gebirges, nicht weit von einem Fluße lag ein Landsitz eines vornehmen türkischen Emirs. — Seitwärts des Landhauses lagen die Gebäude der Dienerschaft, und vor der Thüre stand jetzt ein Mann, dessen Körper mit groben Gewande bedeckt war. — Tiefsinnig blickte er in die herrliche Landschaft hinaus und konnte sich nicht enthalten, plötzlich in einen tiefen Seufzer auszubrechen und zu sagen:

„Dort hinter jenen Palmen schimmert in der Ferne das blaue, unermeßliche Meer herüber, und schlägt seine Ufer mit feuchter, schäumender Brandung. — Und über dem Wasser liegt Europa, liegt Deutschland, mein geliebtes Vaterland. — Was ließ ich denn zurück, daß es mich so heftig treibt, auch nur sehnsuchtsvoll den theuern Namen: „Vaterland" auszusprechen: eine alte, bemooste Burg, ein wenig Wald, und doch scheint mir der winzig grüne Fleck mit den kahlen Steinmauern alles und jegliches Erdenglück einzuschließen. — Als ich im Kerker war, da seufzte ich nach des Himmelanblick, nach frischer Luft und jetzt, da mir beides in aller Herrlichkeit zu schauen und zu genießen vergönnt ist, wechseln diese Gefühle mit andern. — Daß doch das Menschenherz so unersättlich ist, und doch ist es einst todt, steht seine Unruhe still, was ist es dann, ein winzger Klumpen schwamm'gen Fleisches. — Ich will nicht zum Himmel beten, mir Freiheit zu schenken, nein, bete ich ja alle Tage, „Herr Dein Wille geschehe, nicht der meinige," und es ist besser, es geschehe, wie es in dem Rathschlusse des allweisen Gottes beschlossen, als wie ich kurzsichtiger, sterblicher Mensch es verlange." —

Er ging nach dieser Rede, nachdem er noch einen sanften Blick in die Ferne geworfen, zu einigen Bäumen, und da er sah, daß die glühende Hitze das Erdreich fast zu Kieseln gebrannt, holte er ein Gefäß, ging damit zum Springbrunnen, füllte es und begoß die Pflanzen, die es nöthig hatten.

Ueber dieser Arbeit überraschte ihn ein Mann in einfacher türkischer Tracht, der, einem gewaltigen Schlüsselbunde nach, den er an dem Gürtel trug, zu urtheilen, wohl der Beschließer, der Kerkermeister oder sonst etwas sein mochte.

Nachdem derselbe eine Zeitlang das Treiben des im Garten Beschäftigten beobachtet hatte, trat er zu ihm und sprach: — „Kuni! Du bist doch der seltsamste Kauz, den es auf Erden geben kann. — Stets mußt Du etwas zu thun haben, es scheint, als ob die Arbeit Dir Speise und Trank wäre. — Gefangen bei Damaskus, wo die Schwerter der Muselmannen, den Blitzen gleich, die bethörten Thoren, die Kreuzfahrer niederschmetterten, wurdest Du in den Kerker geworfen und schmachtetest viele Jahre darin, — bis es in guter Stunde unserm Herrn, dem Emir Ehlderim, einmal einfiel, als einer unserer Erzähler eine Geschichte recitirte, wo von jenen glorreichen Gefechten die Rede war, sich nach dem Schicksale des christlichen Ritters zu erkundigen, den er befohlen, lebendig zu fangen, weil er glaubte, es wäre Schade, das Dasein eines so tapfern Mannes aus der Reihe der Lebenden zu tilgen, und dem gewaltigen Todesengel Azrael in seine Rechte zu greifen."

„Du wurdest aus dem Kerker gezogen, vor Ehlderims Divan geführt, bleich, ein hohläugiges Gespenst, kein Mensch, doch Dein Auge schaute muthig darein, als fürchte es nicht den Tod, als bäte es nur um ein Schwert, um den unausgefochtenen Kampf in der damascenischen Rosenebene auszufechten."

„Du und Deine Reden, die nicht vermessen und trotzig waren, wie die Reden der Franken gewöhnlich zu sein pflegen, gefielen unserm Herrn, den Allah beschützen wolle, er bat um Dein Ehrenwort nicht zu entfliehen, Du gabst das Goldpfand Deines Versprechens, und die Freiheit lachte Dir in aller ihrer wonnigen Herrlichkeit. — Statt aber ein Roß zu besteigen, den Säbel zu schwingen, eine Stelle unter der bewaff-

neten Dienerschaft unsers Herrn einzunehmen, ziehst Du es vor, Dich zu den Sklaven zu halten, ihre Kost zu theilen, wie ihre ärmliche Kleidung. — Du bist in hunderten von Sachen nützlich, Du hast diesen Garten geschaffen, wahrlich! ein kleines Eden, aber sprich, warum handelst Du gerade so, warum so und nicht, wie hundert andere Leute an Deiner Stelle, handeln würden." —

„Jusuf! entgegnete der Angeredete, in welchem unsre Leser wohl ohne Mühe den Ritter Kunibert von Helmishofen erkannt haben werden. — „Was würden wohl jene Christensclaven von mir denken, wenn ich in prächtigem Anzuge der muselmännischen Reiter von ihnen erblickt würde, sie dächten, da seht den abtrünnigen Christen, der ruchlos seinen Glauben verrathen hat, nein! nimmermehr will ich Aergerniß geben, denn es steht in unsern heiligen Büchern, wehe dem, der Aergerniß gibt, es wäre besser, ein Mühlstein wäre um seinen Hals gebunden, und er läge in der Tiefe des Meeres!"

„Puh!" lachte der Türke mit lustiger Geberde, so wahr ich Jusuf der Sklavenaufseher bin, das wäre nichts für mich, da ist mir der weiße Kragen meines Kaftans lieber, als so eine Halskrause, die mir zu schwer wäre, doch fährt er fort, „denn ihr Christen müßt, wie es scheint, immer etwas besonderes haben, eßt Ihr doch Schweinfleisch und trinket Wein, was beides uns unser Prophet, der in sieben Himmeln Entzückte, mit aller Herrlichkeit Geschmückte, streng untersagte!"

„Und zudem," fuhr Kunibert fort, „ziemt es sich für einen mit der heiligen Ritterwürde Geschmückten nicht, als Dienstmann in den Reihen der Kriegerschaaren eines heidnischen Großen zu reiten!"

„Hm! Eure Unterscheidungen sind mir zu fein," sagte der Sklavenaufseher, ich wollte Euch nur fragen, ob ihr wohl auch versteht, Schwertklingen, Dolchspitzen, Mordärte, Yatagane zu schleifen, damit ihre Schneiden die Köpfe unsrer Feinde spalten, wie Scherben und unsre Dolchspitzen ihre falschen Herzen durchbohren troß Panzerhemd und Büffelwamms!"

„Müßte ich kein Ritter sein, wenn mir diese Kunst fremd geblieben," entgegnete Kunibert, „doch sprich: gegen wen wird Euer Schlachtruf erschallen, gilts gegen die Christen, soll mir eher die Hand verdorren, als daß ich das Werkzeug werde, die Waffen gegen meine Glaubensbrüder zu bereiten." —

„Laßt diese Bedenklichkeit nur fallen, dießmal wird Euer zartes Gewissen nicht verletzt," sprach der Türke, obgleich es mir viel tausendmal lieber wäre, es ginge gegen die Christen, ja ich wollte lieber gegen ein Heer von hunderttausenden von Schlangen der Wüste ziehen, als gegen unsre jetzigen Feinde, dürft kecklich die Waffen schärfen, es ist der Vortheil unsrer Glaubensbrüder, die Mohamed rufen, so gut, als daß Eure einstigen Gefährten, die Jesus schreien, daß unsere gemeinsamen Feinde, das fürchterliche Mörderkorps der Assasinen vertilgt werde. „Der Assasinen," sprach sinnend Kunibert, „habe ich den Namen doch noch nie gehört. Erklärt mir es näher, wenn Ihr anders keine Zeit zu verlieren habt!"

„Das ist nicht der Fall, hab jeden Tag meine vierundzwanzig Feierstunden" lachte der Sklavenaufseher. „Doch in jener Laube ists kühl, dort läßt es sich besser erzählen, als hier, wo die Sonne, wie Feuer brennt und der Boden, wie glühendes Erz." Und voranschreitend verfügte er sich nach der Laube, wohin ihm

Kunibert folgte, und begann, nachdem er sich auf einen weichen Rasensitz nieder gelassen und gravitätisch die Füße untergeschlagen hatte, folgendermaßen:

„Unter Melekschah, dem vierten Sultane der Seldschuken in Persien, lebten drei Freunde, die mitsammen zu Bagdad auf der hohen Schule studirt hatten. — Wie es halt zu gehen pflegt, und Allah die Geschicke der Menschen bestimmt, so ging es auch hier, die Schicksale der drei Gefährten waren außerordentlich verschieden." —

„Der eine, Nisamolmülk genannt, wurde der erste Minister des großen Sultans Melekschah und regiert das Reich seinem Herrn so glorreich, daß dieser alles Zutrauen zu ihm hatte, und der Minister in dem Lande thun konnte, was er wollte. — Er hat auch seinen Herrn nie betrogen; Ruhm und Ehre sei ihm, denn nie weder vor und nachher blühte Persien so, wie unter der Regierung Melekschahs oder eigentlicher seines Ministers Nisamolmülks, das heißt: Reichsordnung."

„Der zweite von den drei Freunden hieß Omar Chiyam, und war ein Dichter und Freigeist. — Dieß war nun auch ein großer Mann geworden, und sein Leben war vielleicht glücklicher, als das seines Freundes Ministers, freilich hatte er nicht so viele Macht, aber was thuts, dem Dichter gehört die ganze Welt, und sein Freund ließ ihn nicht darben, sondern wies ihm eine jährliche Pension von zwölfhundert Dukaten auf die Einkünfte von Nischabur an, wo er seinem Genie, als Astronom und Dichter lebte und sich besonders durch seine Vierverse ewigen Ruhm erworben."

„Der dritte hieß Hassan Ssabah, und der Minister suchte ihn ebenfalls zu etwas Bedeutendes zu machen. Der Hassan aber lohnte die Güte seines Freundes mit

Undank, indem er ihn von seiner hohen Stelle zu verdrängen suchte, dieser aber kam ihm zuvor, und verwies den boshaften Menschen, wie es sich gebührte, vom Hofe und wollte vom ehemaligen Freunde nie wieder etwas wissen. Der Hassan aber that einen hohen Schwur, er wolle weit mehr werden, als alle seine Freunde, und vor ihm sollten sich alle Könige des Erdbodens beugen und ihm Tribut bezahlen."

„Man lachte des Thoren, aber bald zeigte er, daß er wohl der Mann sei, um sein Versprechen zu erfüllen. — Er bemächtigte sich des festen, ja uneinnehmbaren Felsenschlosses Tigado und zog sich aus Knaben Männer heran, deren einzige Religion darin bestand, blindlings den Befehlen Hassans zu gehorchen, indem sie fest glaubten, dadurch das ewige, herrliche Leben im Paradiese der Unsterblichkeit ganz sicher zu erwerben."

„Wenn der Hassan, den man den Alten vom Berge hieß, etwas gebot, und wäre es auch, sich selbst den Tod zu geben, erfüllten seine Untergebenen blindlings seine Wünsche. — Das waren die Menschen, derer er sich zur Ausführung seiner Pläne bediente; denn da sie den Tod verachteten, und das Leben ihnen feil war, so bedurfte es blos eines Winkes von ihm, um ganze Gegenden zu verheeren und den Bewohnern Entsetzen einzujagen. —

„Um den Gräuelthaten dieser Wüthenden zu entgehen, unterwarfen sich viele Völker dem Alten vom Berge, der durch seine Rasenden, die den Tod als eine Wohlthat suchten, der Schrecken aller seiner Nachbaren wurde. — Zwar ist Hassan todt, aber er hat seine Nachkommen hinterlassen, welche eben so unumschränkt herrschen und über das Leben der Menschen gebieten, als er selbst."

„Der Alte vom Berge, der Fürst der Assasinen hatte die Gewohnheit, wenn er sich beleidigt hält, insgeheim einige seiner Unterthanen gegen den Beleidiger abzuschicken, ihnen die Vollziehung seiner Rache aufzutragen und sie auf jede Art in der Kunst, ihr Vorhaben geheim zu halten, zu unterrichten. Sie schlichen in allen Trachten und Verkleidungen umher und vollbrachten die That mit der größten Besonnenheit und Kaltblütigkeit. Keine Vorsicht ist hinreichend, irgend jemanden, so mächtig er auch sein mochte, vor den Angriffen dieser verschlagenen und entschlossenen Bösewichter zu schützen.“ —

„Kalifen, Kaiser, Sultane, Könige, Fürsten, Muselmänner, Christen, Feueranbeter und Juden: alles von einem Ende der Erde bis zum andern, schaudert vielleicht vor der entsetzlichen Macht der von Hassan Ssabah gegründeten Macht des Alten vom Berge; denn nichts ist vor seiner Wuth sicher. — Wer noch etwas gegen die Assasinen unternahm, der fiel über kurz oder lang durch ihre Dolchstiche, und weder durch eine starke Leibwache, noch die streng bewachten Mauern einer unüberwindlichen Burg schützen dagegen; denn die unbegreifliche Gewandtheit der Meuchelmörder, die sich mit Freuden hinrichten ließen, sobald sie ihre blutige That vollbracht hatten, findet überall Zugang.“

„Deßhalb wagte es noch Niemand, die Assasinen mit Krieg zu überziehen und unternahm es doch jemand, und finden sie für gut, ihn mit ihren Dolchen zu verschonen, so opferte er doch vergebens seine besten Krieger auf, da sie, wie Verzweifelte fochten, und sich im Nothfall hinter ihre unersteiglichen Felsenmassen zurückziehen, die fast nicht zu überwinden sind.“ —

„Aber jetzt wird ihre Macht bald geendet sein, die

Assasinen haben mehrere Unterthanen unsers guten Herrn beleidiget, mißhandelt und einige sogar getödtet. — Es hatte daher der Emir Ilderim, unser Gebieter zuverlässige Männer ausgesendet, welche erfuhren, daß der blutige Herrscher, der gegenwärtig das Oberhaupt dieser Söhne von Eblis, des Höllenfürsten ist, übermorgen auf die Jagd reiten will, um die Gazellen des Gebirges zu erlegen.“ —

„Und freudig dieser Gelegenheit, vielleicht mit einer einzigen, kühnen Waffenthat, das Tigernest zu zerstören und die Drachenbrut, die schlimmer, als die Krokodille des Nilflusses auszurotten, hat Ilderim Boten gesandt an alle Nachbaren der Umgegend, und Allah steh' uns bei, Du aber Kuni! schärfe die Klingen, schleife die Todeswaffen, damit sie in unsern Fäusten Wunder wirken mögen.“ —

„Ich werde mein möglichstes thun, die lang nicht mehr geübte Kunst zu versuchen, obwohl ich kaum weiß, wie ich mit Euren krummen Sichelklingen zurecht komme, da ich mein Lebenlang mich nur mit den geraden Schwertern meines Volkes abgegeben habe;“ sagte Kunibert. —

„Es wird Euch ganz wohl gelingen,“ meinte der Türke Jusuf. — „Ihr seid ein ganzer Mann, wenn Ihr Euch nur einmal von dem Irrwahne bekehren wolltet und Allah und den Propheten ehren würdet, wie es der Allgelobte und sein auserwähltes Rüstzeug verdienen. Morgen werdet Ihr einen Mann auf unsrer Burg sehen, vielleicht auch erst übermorgen, der vor langer Zeit einmal gefangen wurde, von dem Vater des großen Nureddin des Atabeg von Damaskus, der dem Propheten die Ehre erwiesen und nun der frömmste Muselmann einer ist.“ —

„Pfui! wer wird seinen Glauben verläugnen, ein Schurke, der das thut" brach der Ritter los.

„Gemach, Christ! lästere nicht, denn es steht im Koran, fluchet nicht, damit nicht der Fluch über dein Haupt ergehen möge. — Du sollst einmal den stattlichen Helden, den Aeslan sehen, hoch zu Roß im Kriegerschmucke, den Turban um den Helm geschlungen und die scharfe Damascenerklinge in der starken Faust. Der Mann kann seine Heimath nicht vergessen, obschon er schon manches Jahr unter uns weilt, er verschmäht unsere faltigen Kleider, die so kühl und unserer heißen Sonne angemessen sind, noch immer ist er in Erz verluppt von der Scheitel bis zur Ferse, obgleich das einst schimmernde Metall von tausenden der Rostflecken angegriffen ist; ich hörte, er solle allen Anerbietungen, das Rüstzeug reinigen zu lassen, mit finstern Worten begegnen; ganz recht, so verräth ihn ihr Glanz nicht, wenn übermorgen die Muselmannen auf den Mörderfürsten lauern." —

Ein gellendes Pfeifen ließ sich an dem einen Ende des Gartens vernehmen. — Schnell eilte Jusuf, dem dieß Zeichen den Ruf seines Gebieters verkündete, dorthin und ließ den deutschen Ritter einsam in der Laube. — Seine Gedanken schweiften unstet umher, er dachte des Bündnisses der drei Freunde zu Bagdad, und meinte, sie wären glücklich, denn wenn unter dreien nur ein Niederträchtiger ist, darf man immer von Glück sprechen. — Ich hatte nur einmal einen Freund, den Luitpold von Wolfsberg, doch ich verlor ihn gar bald. — Jetzt habe ich niemand auf der weiten Welt, und der Sklave Konrad, dem ich gestern meine Lebensschicksale mittheilte, sagte: wenn er nicht Weib und Kinder in der Heimath hätte, würde er sogleich Muselmann wer-

den, besonders wenn man ihm solche Anerbietungen machen würde, wie man sie mir schon oft stellte. — Doch wenn ich gleich Niemanden auf Erden habe, habe ich ja meinen Glauben; den kann mir Niemand rauben, der soll mein Schutzgeist sein, gegen alle Gefahren des Erdenlebens.“ —

Er hatte die letzten Worte etwas laut gesprochen und erschrack fast, als am Eingange der Laube plötzlich eine Gestalt erschien, die forschend hineinblickte, und als sie unsern Ritter allein erblickte, schnell hineinschlüpfte und sich zutraulich neben ihn setzte. — Es war dieses ein griechischer Sklave, der außerordentlich von dem Sklavenaufseher begünstigt wurde, so daß er nur leichte Fesseln tragen durfte und fast frei im Schlosse hin und her gehen konnte. — Er faßte des Ritters Hand und sprach:

„Endlich ist der Augenblick erschienen, den ich schon lange erwartete und der Euch, der mir und allen Christen, welche sich in der Dienstbarkeit dieses Emirs, dieses Ilderims, befinden, die Freiheit bringen sollte. — Uebermorgen geht unser Herr aus diesem Schlosse, er geht ins Gebirg, um den Assasinen nachzustellen. Erstaunt nicht, daß ich dieß weiß, ich habe vordem hinter dem Laube gelauscht, als Jusuf, den Gott verdammen möge, Euch von dem Anschlage seines Herrn erzählte. — Niemand wird im Hause zurückbleiben, als dieser Jusuf und einige Diener, welche nicht waffenfähig sind.“ —

„Nun, und was soll dann geschehen?“ fragte Kunibert in gespannter Aufmerksamkeit.

„Ihr habt die Waffen der türkischen Krieger zum Schärfen unter Euch, wohl sollten sie geschärft werden, jedoch nur für Ihre eigenen Nacken. — Ihr behaltet,

man wird Euch in die Rüstkammer einlassen, ein Dutzend tüchtige Klingen zurück, und sobald der Herr des Schlosses fort ist, tödtet Ihr den Jusuf, nehmt ihm seine Schlüssel, geht zum Sklavenhause und löset unsere Ketten."

„Und was wollt Ihr dann beginnen?" meinte Kunibert. — „Was Ihr Deutsche doch für vernagelte Schädel habt," lachte der Grieche, wir ergreifen die Waffen, erschlagen alle die Diener die im Schlosse zurückgeblieben, sperren die Thüren der Frauengemächer, schleppen die Schätze zusammen, beladen die Lastthiere damit, zünden dann das Schloß an allen Seiten an und flüchten uns auf das keine Tagreise entfernte christliche Gebiet. — Ha, das soll ein Freudenfest werden, wenn die Weiber schreien, gebraten von der Glut ihrer mit Zedernholz getäfelten Fußböden, sie werden tanzen darauf, wenn gleich nicht aus Wonne. — Und erst was der Emir für Gesichter machen wird, wenn er heimkehrt, im Schutte seine Herrlichkeit findet und die Gebeine seiner verbrannten Weiber und Kinder. Ha! ha!" lachte grinsend der Sklave.

„Schweige, Du entsetzlicher Mensch!" schrie sein Gesicht verhüllend, Kunibert, — „nur die Hölle kann solch grausenhafte Gedanken ausbrüten, wie Dein wahnsinniges Gehirn sie hegt. — Eine solche That ist des Beistandes eines Christen, eines Ritters unwürdig und dankt es meiner Gnade, daß ich Euch nicht verrathe, grausamer Tod wäre Eure gar wohl verdiente Strafe!"

„Nun so sterbt, denn Niemand soll etwas von meinem Plane wissen!" rief der Grieche, zog aus seinem Sklavenkittel einen Dolch hervor, und stürzte auf Kunibert los.

Ein plötzlicher Schrecken, der auch den Muthigsten

anwandeln kann, bemächtigte sich des Ritters, verschwand jedoch augenblicklich wieder, und rasch riß er einen Pfahl aus der Laube und wollte mit demselben auf den schändlichen Menschen losstürmen.

Der Letztere war auf einmal todtenblaß geworden vor Schreck, denn mit gezogenem Säbel, die Stirne vor Zorn, wie blinkendes Kupfer glühend, stand Emir Ilderim vor ihm, und ehe er sich noch besinnen konnte, rief derselbe wüthend, nimm Das, Du elendester aller Verräther, es zischte im Wirbelbogen die Sichelklinge durch die Luft und mit gespaltetem Schädel stürzte, in seinem eigenen Blute sich badend, der griechische Sklave auf den Rasen hin. — Gleichgültig gegen den Todeskampf desselben wischte der Emir seine blutige Klinge an den Kleidern des Gefallenen ab, gab ihm einen Tritt und murmelte „verfluchter Giaur!“ dann ergriff er die Pfeife, die an goldner Kette an seinem Halse hing, einen grellen Pfiff stieß er darein, und der Aufseher stürzte hervor und betrachtete voll Schrecken den blutigen Leichnam.

„Schaffe das Aas des Hundes hier mir aus den Augen, denn sein Anblick eckelt mir, und weckt alle Geister der Wuth und des Zorns in mir auf, die schon wies es scheint, zu lange geschlafen haben, und,“ setzte er hinzu, als der Aufseher den Leichnam auf seine Schultern lud, um ihn fortzutragen, „wenn Du noch einmal von einem Geheimnisse plauderst, wie heute hier, von meinem Vorhaben von übermorgen, dann, betrachte Dir den Leichnam nur recht, harrt gleiches Loos Deiner!“

Bestürzt entfernte sich der Sklavenhüter. — Der Emir aber stieß seine Klinge in die Scheide, und wendete sich zu Kunibert, der entsetzt die schreckliche, grau-

senvolle Bestrafung, so gerecht sie auch war, mit angesehen hatte.

„Christ," sprach er mit milder Stimme, „Allah hat hernieder gesehen auf Dein edelmüthiges Betragen. — Ich hielt Dich immer des Besten fähig, aber solche Großmuth habe ich Dir doch nicht zugetraut, wie Du sie kaum ehevor ausgesprochen; denn wisse, ich sah den griechischen Hund hieher schleichen; an seinen scheuen Blicken, die funkelten gleich jenen des Schakals, ahnete mir, daß er etwas Böses im Sinne hatte, und Mohamed sah gnädig herab auf mich, denn ich erlebte die schönste Stunde meines Lebens, als ich Deine Treue kennen lernte, Du Geborner in einem fernen Lande." —

„Ilderim!" entgegnete Kunibert, „Du hast mich milder behandelt, als die andern Sklaven, Du hast mir Wohlwollen erwiesen, sollte ich es Dir mit Undank lohnen können. — Das verbietet Dein und mein Glaube, doch wenn Du Gefallen hast an meinem Benehmen, obschon mein Herz mich nimmer anders handeln hätte lassen, so bitte ich Dich, schenke mir die Freiheit, ich möchte meine Heimath, mein Deutschland, das Land, wo die Treue wohnt und die Kraft, wieder sehen. Der Schlaf flieht meine Nächte, tausend verlockende Bilder malen mir meine deutsche Burg, als ein irdisch Paradies, o laß mich ziehen, und das Bild des Emirs Ilderim des Großmüthigen soll ewig unauslöschlich in meinem Herzen, neben jenen, die mir je Gutes gethan haben, aufgestellt sein." —

„Christ! wenn Du eine schöne Perle hättest," sprach der Muselmann, „und sie wäre, von Schmutz verdunkelt, Jahrelang bei Seite gelegt worden, zwar geachtet, doch nicht so geehrt, wie es ihr wahrer Werth

verdiente, würdest Du die edle Perle weggeben, wenn nun ein Mann, ein schlechter Mann käme, und die Perle von Schmutz reinigen würde, daß sie ihr Besitzer lieben würde, wie seinen Augapfel?"

„Nein, ich würde die Perle auch lieben und sie in ächtes Gold fassen," erwiederte auf diese Frage der deutsche Ritter." —

„Nun die Perle bist Du selbst!" rief lebhaft Emir Ilderim, „und Dich will ich nicht lassen, ja ich will Dich in Gold fassen, und dieß Gold soll der Glaube unsers verklärten Propheten sein, denn Du verdienst ein Muselmann zu werden. — Du sollst mein Waffenbruder, mein Freund, mein Alles sein, und sogleich will ich Dir den gelehrten Iman senden, der Dich in unserm Glauben unterrichten und Dir die Suren des Korans lehren sollte!" —

„Thue das nicht Ilderim," sprach Kunibert, „ich kann und mag den guten Mann nicht anhören, ich bitte Dich, verschone mich damit, ich gehe jetzt, um die Klingen zu schärfen, und der allmächtige Gott, den Ihr Allah nennt, wird seinen Segen geben, daß Sie Deine Feinde vernichten mögen."

„O Du Hartnäckiger," brauste der Türke auf, „verschmähst Du also meine Güte, meine Gnade, nun Dein Wille geschehe, Du sollst Knecht bleiben, weil in Dir, wie es scheint, kein Gefühl für freie Manneswürde schlummert. — Ich will Dich wieder fragen, wenn ich aus dem Zuge kehre, den ich vorhabe; für jetzt behüte Dich Allah!" —

Und mit stolzen Schritten entfernte sich der Emir. — Kunibert sah ihm lange nach, bis er unter den Gängen von Palmbäumen verschwand; dann sprach er vor sich hin: „ein guter Mann, obwohl rasch und auf-

brausend. — Er kann das Schifflein seiner Vernunft nicht über'm Meere seiner Leidenschaften steuern. — Bedenkzeit gab er mir, wie, wenn ich meinen Entschluß, alle Tage meines Lebens Gott zu preisen, und ein Christ zu bleiben, untreu werden könnte, und den Erlöser der mich mit seinem kostbaren Blute geheiligt, auf derselben Stätte, oder doch im Lande, wo er gewandelt, verrathen könne. — Gott sei der armen Seele des Griechen gnädig, der mitten unter den Plänen zu sündigen und lasterhaften Thaten, von dieser Erde abgerufen wurde zu dem Throne des ewigen Weltenschöpfers." —

Kunibert entfernte sich aus der Laube, verfügte sich in die Rüstkammer des Schlosses und fing an, die daselbst befindlichen Waffen durchzumustern, wozu ihm Jusuf beistand, der sich von seinem Schrecken noch nicht völlig erholen konnte, denn er zitterte an allen Gliedern und sagte zu Kunibert:

„Um alles, was Euch hoch und theuer ist, bitte ich Euch, erzürnt meinen Herrn nicht, er ist zwar in guten Stunden — die Freundlichkeit selbst, aber aufgereizt ist er der wildeste Tiger in den Ebenen von Kundistan." —

Der deutsche Ritter achtete nicht sonderlich auf diese Reden, prüfend ergriff er hier einen Dolch und prüfte Spitze und Schneide, und legte sie, je nachdem selbe noch taugbar waren, zu dem einen oder zu dem andern Haufen.

Plötzlich fiel ihm ein großes Schwert in die Hände. Das war nicht die Sichelform der Sarazenen, das war nicht der Stahl von Damascus mit seinen hundert geschlängelten Linien, und seinem Moschusgeruch, es war eine gerade, zweischneidige Klinge mit ehrlichem Kreuz-

griffe, kurz eine deutsche Ritterwaffe. — Erstaunt und tiefgerührt betrachtete sie der Ritter: „wem magst Du wohl einst gehört haben, welche Hand im fernen Deutschland hat Dich geschmiedet, an wessen Seite kamst Du über das Meer, welcher erlahmten Faust wurdest Du entwunden, und wie kamst Du in die Waffenkammer des saracenischen Emirs?“

Solche Fragen richtete er in Gedanken an das Schwert, aber still und wortlos blieb es, und auch Jusuf wußte keinerlei Auskunft darüber zu geben, wie das unbehilfliche Ding, wie er es nannte, hiehergekommen sei; da sei eine Sichelklinge leichter und behender, meinte er und riß zugleich eine von der Wand und drang damit zum Scherze auf Kunibert ein. — Dieser setzte sich schnell in Fechterpositur, legte sich aus und ehe es sich der Türke versah, flog seine Waffe von einem gewaltigen Streiche des Deutschen ihm aus der Hand und wirbelte weit in den Saal hinein.“

„Allah verhüte, daß ich mit Euch je im Ernste zusammen treffe!“ meinte der Türke, „schmerzt mich doch die Hand, als hättet Ihr sie selbst getroffen. Ei, wäret Ihr doch in unsern Kriegerschaaren, wie würde dieser Fackelbrand leuchten im Gewühle der Schlacht, und die Horden der Feinde niedermähen gleich Grashalmen.“ —

„Das Schwert ist wirklich sehr gut,“ äußerte sich Kunibert bescheiden, „aber halt! hier sehe ich ja eine Inschrift,“ er trat näher zum Fenster und traute kaum seinen Augen, als er las:

„Otto von Helmishofen, ein Ritter Lobebar.“ —

Himmel, das war der Name seines Vaters, athemlos bestürmte er aufs Neue den Sklavenaufseher, um Nachrichten über die Waffe; dieser konnte ihm jedoch

jetzt eben so wenig, als vorher, Nachricht geben und bittern Unmuthes voll, sah Kunibert ein, daß ihm der Himmel zwar einen Fingerzeig über das Loos seines unglücklichen Vaters geben wollte, daß aber hiemit auch alles Licht erlosch, und er sich in der nemlichen Dunkel- und Ungewißheit befand, wie zuvor.

Jusuf hatte inzwischen die Waffen zusammengesucht, und belud sich mit denselben, um zu gehen und klingelte, da er unsern Kunibert in tiefes Sinnen verloren dastehen sah, bedeutsam mit dem Schlüsselbunde zum Zeichen, daß er aufzubrechen gedenke. — Der Ritter fuhr aus seinen Träumereien auf, ergriff hastig das Ritterschwert und wollte sich entfernen, Jusuf aber meinte lachend: er sollte die Waffe nur da lassen, und sich mit jenen bepacken, die sie zu diesem Zwecke ausgesucht haben, — habe er jedoch so große Freude an jenem Schwerte, möge er es nur zu sich nehmen, es frage kein Mensch darnach, und man vermisse es sicherlich nicht. — Hocherfreut vernahm dieses Kunibert, ergriff die Waffen und das Schwert und entfernte sich aus dem Saale, welchen Jusuf wieder verschloß. —

Nun ging es an die Arbeit, die, obgleich einige Sklaven beihelfen mußten, höchst schwierig war, so daß unserm Freunde wenig Zeit zum Nachdenken blieb über den heutigen, so interessanten Fund. — Inzwischen hatten sich die Lehensleute und Unterthanen des Emirs, welche an dem Zuge Theil nehmen sollten, schon größtentheils eingefunden, und auch am folgenden Tage kamen noch viele, leichte saracenische Ritter heran.

Es kam auch ein Bote vom Renegaten Aeslan, daß derselbe, mit seinen Vasallen eine Stunde Weges vom Schlosse entfernt der Freunde harren werde.

Auf dem Schloßhofe vor dem Lusthause des Emirs Ilderim brannten die ganze Nacht vor dem Zuge Feuer, an denen sich die Krieger wärmten; denn die Nächte sind in den heißen Ländern oft sehr kalt. — Märchenerzähler saßen im Kreise von neugierigen Zuhörern, und gaben die bunten Sagen des Morgenlandes zum Besten; weiter entfernt tanzten kunstreiche Araber nach dem Takte einer Schellentrommel und Alles hauchte Leben und Bewegung.

Als am Morgen die Stimme des Gebetausrufers vom höchsten Thurme erscholl und den anbrechenden Tag verkündigte, da ordneten sich die Schaaren, die Reiter tummelten ihre feurigen Rosse heran, die Fußvölker sammelten sich um ihre Führer und unter dem dumpfen Klange einer Heerpauke zogen die Haufen durch das weitgeöffnete Thor zu ihrer Unternehmung aus. —

Zwölftes Kapitel.

Fortsetzung.

Am Abende kehrten fast Alle, die in der Frühe des Tages ausgezogen zurück. — Die Andern lagen im Dickicht des Waldes, und konnten nicht mehr wiederkehren, denn ihr Odem stockte, ihr Antlitz war fahl, sie waren todt. — Wohl hatte sich der Alte vom Berge, das Oberhaupt der Assasinen, dem Vergnügen der Jagd überlassen, doch nicht ohne die tückische Vorsicht, die den Befehlshaber eines so boshaften Volkes karakterisirte.

Als die Muselmänner auf ihn eindrangen, und schon des sichern Fanges gewiß, laut jubelten, stürzten sich das halbe Dutzend der Begleiter des Mörderfürsten,

wie Wüthende auf die Andringlinge und fochten, ihr Leben theuer zu verkaufen, mit einem solchen Wahnsinne der Verzweiflung, daß der Alte dadurch Zeit gewann, sich in dem engen Waldpfade, dessen Eingang die Seinigen mit ihrem Leben verschlossen, sich zurück zu ziehen. —

Zwar wurden jene Wüthenden Alle erschlagen, was nützte es aber, solange die Wurzel des Uebels noch nicht ausgerottet war, so lange das Oberhaupt der Mörder noch am Leben und in Freiheit war. — Als die Muselmänner sich zurückzogen, wurden sie mehrfach von dem gereizten Volke der Assasinen beunruhigt, und sie konnten daraus abnehmen, daß sie in Bälde die ganze Rache des Alten vom Berge zu erfahren haben werden.

Der Emir Ilderim las mit Schrecken Furcht und Zaghaftigkeit auf den Gesichtern derer, die mit ihm ausgezogen. — „Nein!“ rief er, „die Feigherzigkeit soll nicht in meiner Burg wohnen!“ und augenblicklich gab er Befehl, daß ein herrliches Freudenmahl gerüstet werden sollte, deßgleichen die Säle seines Lusthauses nimmer gesehen. — Und gellende Musik erscholl, der Paukentosen klang dazwischen, und die sanftern Klänge der Hirtenflöten. — Es war ein Fest voll Wonne und Herrlichkeit, die Gäste zischelten aber untereinander, es gleiche dem Mahle, das man Verbrechern, die zum Tode verurtheilt wären, in allen Landen der Erde vor ihrer Hinrichtung zu geben im Gebrauche habe.

Ihre erhitzte Phantasie sah nur die Dolche der Assasinen blitzen, hörte nur das Schwirren ihrer Bogensehnen, nur das Sausen ihrer Schwerter. — Die dreifache Reihe von Wachen, die Ilderim vorsichtig genug in den Gängen seines Schlosses an dem Thore und vor demselben aufgestellt hatte, überzeugte sie, daß trotz

aller scheinbaren Fröhlichkeit ihr gütiger Wirth, der tapfere Emir ihre Furcht theile.

Zwei Tage lang hatte das Fest schon gedauert, die Gäste beruhigten sich allmählig, und munter saß alles beim Abschiedsmahle, wo der Becher kreis'te, und alles in Lust und Freude schwamm. — Wie sie noch so da saßen, trat Jusuf hinter den Stuhl seines Herrn und flüsterte demselben einige Worte ins Ohr, worauf der Emir laut antwortete, „laß ihn nur hereinkommen!"

Jusuf entfernte sich und bald hernach trat ein Bauer aus dem am Fuße des Berges, auf welchem Ilderims Lustschloß lag, liegenden Flecken, herein, der einen Korb am Arme trug. — „Nun," fragte der Emir, „was willst Du von mir, Du verlangst mich allein zu sprechen, heraus mit Deiner Sprache, ich liebe keine Geheimnisse und wüßte nicht, was ich meinen edeln Gästen verhehlen sollte!" —

Und der Bauer hub an zu erzählen, wie er seiner Arbeit nachgegangen im Felde; wie hierauf ein Mann mit diesem Korbe zu ihm getreten, und ihm mit dem Tode gedroht und seiner Hütte mit Brand, so er nicht diesen Korb abliefere an Emir Ilderim selbst, mit den Worten: „Dieß Geschenk schickt Ghesas der Alte vom Berge, dem Ilderim, zur fröhlichen Feier seines Gastmahles!" —

Die Gäste standen fast versteint, halb bemächtigte sich ihrer Furcht, halb Neugierde zu wissen, was in dem Korbe sei, sie rückten aneinander, zischelten sich allerlei in die Ohren und sahen in gespannter Erwartung auf den Emir. — Dieser aber, nachdem er sich einige Augenblicke bedacht hatte, rief seinem Diener Jusuf, der auch bald demüthig vor dem Gebieter stand. —

„Nun Jusuf!“ befahl derselbe, „öffne diesen Korb hier.“ — Schneebleich wurde der Sklavenaufseher, er zitterte und bebte und seine bleichen Lippen stammelten „Oeffnen, — diesen Korb hier — !“

„Nun ja! bist Du taub, muß ich meinen Befehl wiederholen,“ rief der Emir. —

„O Herr! befehlt alles, was Ihr wollt, nur dieses nicht“ heulte Jusuf, — indem er sich flehend zu den Füßen seines Gebieters warf. — „Es könnte ein Haufen giftiger Schlangen darin sein oder ein Basilisk, bei dessen Anblick wir Alle, Alle des Todes wären.“

Todtenstille herrschte im Saal, der Emir ergriff mit sichtbarem Eckel den Korb und sagte „es regt sich nichts in ihm, es ist nichts Lebendiges darin. — Oeffne, oder man hängt Dich, Du Hundesohn an den nächsten Baum.“ —

Zitternd schickte sich Jusuf an, des Herrn Gebot zu vollbringen, vorsichtig öffnete er, stellte den Korb wieder hin, sprang dann einige Schritte zurück, und wagte dann erst, neugierig hineinzuschauen. —

Kein Schlangennest, kein Basilisk, nichts Lebendes war darin zu sehen. — Es lag aber in dem Korbe ein Häuflein Asche, verbrannte Gebeine, ein Dolch, der in einem Menschenhaupte steckte und eine in einen Knoten geknüpfte Viper. —

„Pah, ist es nur das!“ rief der Emir. — „Gebt dem Bauern eine handvoll Goldmünzen für den Schreck, den er ausgestanden, und schleudert den Korb mit seinem saubern Inhalt in den nächsten Fluß. — Ich hätte nicht gedacht, daß der Mörderhäuptling so ehrlich wäre, uns eine offene Kriegserklärung zu senden. — Ich will mir die Mühe geben und sie Euch zu erklä-

ren suchen. — Das Häuflein Asche mit dem menschlichen Gebeine bedeutet: Unsere Wohnungen werden von ihm in Asche gelegt, unsere Weiber und Kinder lebendig verbrannt; den Männern aber droht er den Tod mit dem Stahl und zu diesen beiden Zwecken werde er Gewalt durch den Dolch und die List einer Schlange aufbieten. Und jetzt können wir uns darnach richten, das Fest aber ist aus Muselmannen! denn wo die Lust so gestört worden, wer möchte denn da noch heimisch sein." —

Die Gäste erhoben sich von ihren Sitzen, sie traten auf den Emir zu schüttelten ihm die Hand und gelobten zu seinem Beistande, jederzeit bereit zu stehen, bei Tag und Nacht, dann wurden die Rosse vorgeführt, die Reiter sprangen in die Sättel und sprengten sausend durch die Tamariskenbäume, die den Hof beschatteten, zum Thore hinaus.

Es war in der Nacht, welche auf diesen Tag folgte, dessen wichtigste Ereignisse wir zu schildern versuchten. — Der Himmel glänzte, so weit das Auge reichte, von Millionen Sternen, die mit jenem eigenthümlichen Farbenzauber schimmerten, der nur dem Orient eigen zu sein pflegt.

An dem Fenster seines Schlafgemaches, denn er schlief und bewohnte ein Erkerkämmerchen des Schlosses, stand Kunibert und blickte hinauf in die glänzenden Sternenwelten, als suche er über sie zu blicken und dasjenige zu schauen, was noch kein Menschenauge je sah: den Thron und die Herrlichkeit des Schaffers alles dieses Glanzes. — Er hatte sein Abendgebet vollendet und stand schon lange da, sich unter andern den Erinnerungen aus den Tagen seiner Kindheit überlassend, wo er zwischen Vater und Mutter in

den Abenden des Sommers wohl auch auf dem Balkone der heimischen Burg gestanden, und nach den unzähligen Sternenwelten hinaufgesehen, die ihm damals der Aufenthalt der Engel und seligen Geister geschienen.

„Ach!“ seufzte er, „die Tage der Jugend sind längst dahin, sie kommen nicht mehr zurück, und ich finde wohl mein Grab viele tausend Meilen von dem Orte entfernt, wo meine Wiege stand. — Gleichviel! die Erde ist überall dem Tugendhaften, den sie bedeckt, gleich leicht, und dem Bösen gleich schwer!“

Das Rufen der Schildwachen an der Pforte des Schlosses unterbrach ihn in seinen Betrachtungen, noch eine Zeitlang blickte er hinaus in die mondbestrahlten Flächen, dann legte er sich nieder. — Aber das Sprichwort: daß, wer ein gutes Gewissen hat, sanft ruht, fand hier keine Bestätigung. Schlaflos wälzte er sich auf seinem Lager und bald stand er wieder auf und trat an’s Fenster.

Es schien ihm plötzlich, als hörte er unter sich flüstern, er bog das Haupt hinaus und hörte deutlich in syrischer Sprache, die er sich während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Palästina zu eigen gemacht, folgende Worte:

„Wie gesagt, Al Hafig! der Emir liegt in dem Gemache, wo das Thürmchen ist, er ist schon zur Ruhe, steige nur hier herauf und bei diesem Loche herein und ein guter Stoß und wohl uns dann!“

Das Letztere war mit feierlicher Stimme gesprochen, und Kunibert ahnte, einige der Mordknechte müssen drunten oder schon im Schlosse sein, das Letztere schien ihm der genauen Bekanntschaft mit der Lokalität wegen, wahrscheinlich. — Er überdachte schnell, was zu thun, die Leute im Schlosse zu wecken, hielt er nicht

für rathsam, er war sich seines starken Armes bewußt, ergriff die Waffe, das Schlachtschwert, auf welchem seines theuern Vaters Name stand, und schlich sich nach dem Gemache des Fürsten, vor welchem er sich links hinter eine Säule verbarg. —

Nicht lange mochte er so auf der Lauer gestanden haben, als er deutlich, den Schritten nach, zwei oder drei Personen heranschleichen hörte. — Eine flüsterte, „hier ist das Gemach, lüftet Eure Dolche, Allah hu!"

Schon wollten sie den Vorhang zurückziehen, der in heißen Ländern die Thüren vertritt, als Kunibert lautlos hervortrat, den einen niederstieß mit dem Schwerte, und hierauf schnell dem zweiten den Kopf spaltete; der dritte jedoch warf sich auf den Deutschen, und es entstand ein entsetzliches, todtbringendes Ringen. — Kunibert war unbewaffnet, denn hier war sein Schlachtschwert ohne Nutzen, der Assasine jedoch war mit einem scharfen Dolche bewaffnet, dessen sich der Ritter zu bemächtigen suchte. — Beide stürzten darüber zu Boden, mehreremale sah Kunibert den Dolch über sich blinken, doch gelang es ihm immer wieder zu verhindern, daß er verwundet wurde. — Endlich schienen ihn jedoch seine Kräfte zu verlassen und er stöhnte, „zu Hilfe! kommt mir zu Hilfe!"

„Hilfe" höhnte das Echo der gewölbten Gänge. — Noch einmal schrie Kunibert mit aller Kraft seiner Lunge, als plötzlich der Vorhang, der vor des Emirs Schlafgemach hing, zurückgeschlagen wurde und Ilderim selbst im umgeschlagenen Kaftan, in der Linken die brennende Lampe, in der Rechten den Dolch tragend, vorsichtig heraustrat.

„Rief nicht Jemand Hilfe?" sprach er, doch bei Eblis dem Fürsten der Hölle, wie kommen diese Leichname hieher?" —

Der Assasine hatte Kunibert hinter jene Säule, welche ihm zuerst als Versteck gedient gezogen und daher kam es, daß der Emir die Ringenden auf Leben und Tod nicht sogleich bemerkte. — Der Mörder schnürte dem deutschen Ritter die Kehle dermaßen zusammen, daß er, dem Ersticken nahe, nur einen gurgelnden Laut hervorbringen konnte, statt des Hilferufs.

Doch auch dieser Ton hat das scharfe Ohr Ilderims erreicht. Hastig trat er um die Säule, betrachtete nur eine Minute die Scene und stieß dann dem Assasinen den Dolch in die Kehle. — Der Mörder taumelte, Blut strömte an ihm herunter, er sank, ließ aber selbst im Sinken sein Opfer nicht los und erst nach manchen vergeblichen Versuchen gelang es Kunibert, sich von den Händen des scheußlichen Bösewichts loszumachen.

„Wie Du, mein tapferer Deutscher, Du hier, bei Allah, erzähle mir, wie das kam," rief erstaunt der Emir, trat dann zu einem in der Vorhalle aufgehängten Schilde und schlug mit der Klinge von Kuniberts Schlachtschwerte, das auf dem Boden lag, gegen denselben. — Ein hallender weithin vernehmbarer Schall entstand, und von allen Seiten stürzten die Diener herzu. — „Um Allahs Willen, dessen Name sei gelobt," rief der Emir, „will ich Euch nicht bestrafen, Ihr pflichtvergessene Diener, wenn jener Christ nicht gewesen wäre, läge ich jetzt erdolcht, und Ihr hättet einen Herrn verloren, der stets gütig und nachsichtig, nur zu nachsichtig gegen Euch war. — Schafft mir die Todten aus den Augen, durchsucht das Schloß, ob nicht noch einer der Elenden irgendwo versteckt ist und haltet Euch in Zukunft wachsamer." —

Kopfhängend entfernten sich die erschreckten Diener,

der Emir ergriff aber Kunibert bei der Hand und sprach: „Nun erzähle, obgleich ich schon weiß, daß nur Du mich errettet hast, — so möchte ich doch die Einzelnheiten dieses Vorfalles wissen!"

Einfach und klar erzählte der Ritter den Vorfall. — Der Emir dankte innigst gerührt und sprach: „Du hast an mir gehandelt, nicht, wie ein Diener gegen seinen Herrn, sondern wie ein Bruder gegen seinen Bruder, ein Sohn gegen seinen Vater handeln müßte, ich weiß nicht, wie ich so viele Liebe vergelten kann, aber fordere Christ, und wenn Deine Bitte zu erfüllen in meiner Macht steht, bei dem Barte unsers großen Propheten, ich will sie erfüllen, und kostete es mein halbes Besitzthum!" —

„Mein Herz ist nicht so begehrlich, was ich wünsche, ist nicht Gold und Silber, noch reiches Besitzthum, entschädigt mich für meine That ohnehin lohnend das Gewissen, das in stiller Freude sich ergötzt, Euch, Emir, den ich achte und ehre, obwohl Ihr einen andern Glauben bekennt, das Leben gerettet zu haben. — Mein Wunsch läßt sich in einem einzigen kleinen Wörtchen aussprechen, ein Wunsch, der einzige meines Lebens, leicht könnt Ihr ihn erfüllen, und dieses Wörtchen, dieser Wunsch heißt: „Freiheit" — laßt mich ziehen nach den Bergen und Thälern meiner Heimath, laßt mich zurückkehren nach meinem Vaterlande, Deutschland, aus dem ich schon so lange abwesend bin!" bat Kunibert. —

„O Christ!" entgegnete betrübt der Emir Ilderim. „Du zertrittst mit rauhem Fußtritt die Blumen, die ich dankbar auf Deinen Lebenspfad zu streuen gedachte. — Bleibe bei mir, ich will Dich halten, als wärst Du Fleisch von meinem Fleisch, Bein von meinem Bein.

Was suchst Du in der Heimath, hast Niemand dort, der liebend sich Dir nahte. — Nicht Vater und Mutter beweinen dort den verschollenen Sohn, kein treues Weib trauert und klagt um den verlornen Gatten. — Hast Du die Güter zu beklagen, die dort Dein waren, komm, nenne sie mir, ich will sie Dir zehnfach ersetzen."

„Ich danke Euch!" sprach der deutsche Ritter. — Die Palme des Morgenlandes würde, in den Boden meiner kalten Heimath versetzt, in wenig Tagen absterben, und die Tanne meines Vaterlandes in Eurem glühenden Boden. — Jedem ist die Scholle lieb, auf der er geboren, darum haltet mich nicht länger, wenn Ihr mich nicht sehr betrüben wollet!"

„Fern sei es von mir, Dich länger zurückzuhalten gegen Deinen Willen," sprach ernst der Emir, „Du sollst denn ziehen, wie es Dein Herz verlangt. Doch jetzt wollen wir uns wieder niederlegen, denn die Nacht ist noch nicht sehr vorgerückt, und ich bin müde von den Aufregungen der letzten Tage."

Sie trennten sich. Der Emir trat in sein Schlafgemach, und auch Kunibert verfügte sich wieder auf seine Lagerstätte, konnte jedoch die ganze Nacht kein Auge schließen. — Der Gedanke, jetzt schon so gut, als frei zu sein, kein Sklave mehr, seine Heimath wieder zu sehen, erfüllte ihn mit einer Art von Freudentaumel. Er unterließ sogar nicht in diesem Rausche der Gefühle, die sein Herz durchströmten, dem Geber alles Guten herzlichst zu danken, wohl wissend, daß Alles von ihm kommt, und es die größte Undankbarkeit ist, über der Gabe des Gebers zu vergessen.

In der Frühe des Tages trat Jusuf in das Gemach und überschüttete seinen Bekannten mit Glückwünschen. — Er brachte ihm zugleich einen vollständigen Anzug,

welchen, da er nun kein Sklave mehr war, Kunibert anzulegen nicht mehr verschmähte. —

Bald darauf erschien Jusuf's Gebieter selbst und war sehr betrübt, als ihm der Ritter eröffnete, daß er noch diesen Tag abzureisen gedächte. — Ilderim führte den Deutschen in sein eigenes Gemach und bewirthete ihn dort köstlich. — Mitten unter den Genüssen, die das Frühstück bot, schaute der Emir in eine Ecke des Divans und lachte laut auf und sprach sodann:

„Siehe nur, Kuni! das gewaltige Schwert dort, ich nahm es in der gestrigen Nacht mit herein und warf es dort in den Winkel, wo hast Du es denn aufgefunden, mir scheint die Waffe so bekannt und doch wieder so fremd." —

„Das Schwert ist aus Eurem eignen Waffensaale," entgegnete Kunibert. — „Jusuf erlaubte mir, als ich Gefallen fand an dem heimischen Rüstzeuge, es mit mir zu nehmen. — Und wohl hatte ich Ursache, Achtung vor dem Schwerte zu haben; seht! es glänzt meines Vaters Namen darauf, freilich in Schriftzügen, die Ihr wohl nicht entziffern könnt." —

Der Emir hatte die Waffe ergriffen und betrachtete sie aufmerksam, plötzlich rief er aus: „Richtig, jetzt erinnere ich mich, woher mir das Schwert so bekannt erscheint. — Mein Freund, der Emir Aeslan gab es mir einst, als ich es bewunderte unter seinen prachtvollen Waffen, aber, wie es oft geht, so lange ein Gegenstand in fremdem Besitze ist, zieht er uns mehr an, als wenn er endlich nach vieler Mühe unser Eigenthum geworden ist." —

„Und nun, lebt wohl!" sagte Kunibert, indem er, wie von einem plötzlichen Entschlusse durchzuckt, auf-

stand. — „Ich muß fort, es leidet mich nicht länger in diesen Mauern, ich bedarf nichts, als eines Wanderstabes, welchen mir jene Waffe ersetzen soll.“

Erstaunt sprang der Emir auf: „Unmöglich“ rief er, „meine Diener sollen das beste Pferd meines Stalles satteln, eine gewichtige Zahl gold'ner Byzantinischer Münzen soll im Sattelbeutel hängen, und Jusuf soll Euch eine Tagereise begleiten. — Bis Mittag müßt Ihr Euch also schon noch mit meiner Bewirthung gedulden, dann mögt Ihr ziehen und das Bewußtsein mit Euch nehmen, im fernen Asien einen Bewunderer Eurer Tugend und Heldengröße zu hinterlassen!“ —

„Auch ich werde Euch nun und nimmermehr vergessen“ sprach Kunibert, „und wenn ich an die Leiden mich erinnern werde, die ich im Morgenlande ausgestanden, soll zugleich der Gedanke an Euch, ihre Dornen mit den Rosen einer schönen Erinnerung umwinden.“

Der Emir erhob sich, er ertheilte die nöthigen Befehle und stellte unserm Ritter noch einmal frei, zu wünschen, was sein Herz begehre!

Da bat der edle deutsche Mann um die Freilassung der Christensklaven, die sich etwa unter den vielen des Emirs befinden. — Und der Emir gebot sogleich, sie freizulassen, umzukleiden und jedem ein Reisegeld mit auf den Weg zu geben. —

Sie gaben sich noch einmal die Hände, der Türke wandte sich dann schnell ab, um seinen Schmerz zu verbergen, denn eine Thräne glänzte in seinem Auge. Er hatte zum Erstenmale in seinem Leben das Glück gehabt, jemanden zu treffen, dessen Geistes- und Seelengröße er bewunderte, und den er hoch schätzen konnte, und nun, kaum daß er sich Denjenigen, den

er so gern alle Tage seines Lebens in seiner Umgebung gehabt hätte, hatte nähern können, reißt jenen sein eigner Wille von seiner Seite. —

Kunibert sprang in den Sattel des Pferdes, dessen Steigbügel ihm dienstfertig sein alter Bekannter Jusuf hielt. Rasch wollte er nun fortstürmen, doch — nein! er wandte sich auf dem Rosse um und betrachtete mit wehmüthigem Blicke das Schloß: —

„Wie ist mir doch," dachte er, „dieß Gebäude so lieb geworden, in dem mein Lebensschauspiel mit mancher interessanten Scene bereichert wurde. — Die Jahre des Gefängnisses mit seinen namenlosen Leiden sind vergessen und ausgewischt aus meinem Gedächtnisse, und ich gedenke nur der freudigen Momente, die ich in jenen Mauern erlebte und die Trennung von ihnen wird mir schwer. — Doch nun vorwärts, noch einen Scheidegruß, zum Letztenmale!"

Er drehte sich im Sattel um und sprach zu Jusuf:

„Heut mußt Du mein Führer sein, aber nicht etwa auf das Gebiet des christlichen Königreiches, wie Du vielleicht glauben magst, sondern nach der Burg des Emirs Aeslan!"

„Ei, was fällt Euch ein," sagte Jusuf, „wollt Ihr etwa auch ein Muselmann werden, denn wahrlich, sonst wüßte ich nicht, was Ihr bei dem Emir zu suchen hättet. — Wie man sich doch in den Menschen irren kann. Ich hätte gedacht, Ihr würdet den Emir wie Wasser das Feuer hassen und ihn fliehen, und jetzt sucht Ihr ihn selber auf."

„Ich verstehe Dich nicht, Freund!" entgegnete der deutsche Ritter, „ich kann nicht begreifen, wo Deine Sprache hinaus will. Dein Herr, der wackere Ilderim, sagte mir, er habe dieses Schwert, das Du in breiter

Scheide hier siehst, von jenem Manne, an den ehemaligen Besitzer dieser Waffe knüpfen sich für mich die merkwürdigsten Erinnerungen, ihm nachzuforschen, den Emir darüber zu befragen, sind wir auf dem Wege zu ihm, und wohl mir! wenn der Emir mir die Aufschlüsse geben kann, die ich wünsche."

So sprachen die Beiden untereinander; die Sonne stand hoch am tiefblauen Himmel, die Natur prangte in aller Herrlichkeit; das Pferd, das der deutsche Ritter ritt, begrüßte wiehernd die Gefährten, die er in einiger Entfernung, die Reisenden einer Caravane tragend, witterte; bald hatten Kunibert und Jusuf dieselben eingeholt und munter ging es des Weges vorwärts, während gar mannigfaltige Erzählungen die Reise verkürzten.

Dreizehntes Kapitel.

Der Renegat.

In einem auf orientalische Art prachtvoll geschmückten Gemache saß auf den schwellenden Polstern seines Gemaches Aeslan, der Emir, ringsumgeben von seinen Sklaven, die seiner Winke in demüthiger Dienstfertigkeit harrten.

Immer tiefsinniger blickte sein alternd Auge, Schatten längst vergangener Ereignisse schienen in seinem Geiste vorüberzuziehn. Er gab einen Wink, und die Schaar seiner Diener verließen das Gemach. —

Und der Emir erhob sich vom Divan. Sein Antlitz sah gar traurig aus, und düster preßten sich seine ergrauenden Augenwimpern zusammen. „Ich weiß nicht, wie es kommen mag," rief er im bittern Schmerze aus,

„daß die Erinnerungen, die Jahre lang in meinem Busen schliefen, nun in voller Macht eines aufgestörten Gewissens auf mich losstürmen. Die Assasinen haben auch mir mit dem Tode gedroht, doch nimmermehr weckte die Todesfurcht die Schatten vergangener Zeit in mir. Versengend mit seinem Gifthauche stört das böse Gewissen mich aus meiner Ruhe auf und quälet mich mit namenlosen Qualen! Anders würde es augenblicklich in meinem Herzen, tönte jetzt der Ruf zur Schlacht, könnte ich anführen die beturbanten Schaaren, und der erste voran im Kampfe, siegen oder sterben. Sterben, sterben, für wen? Fürs Vaterland. — Dieß ist mein Vaterland nicht, diese Cypressen und Myrthen, diese Heimath der Cedern und Reben, wo immer die Blumen blühen, und über der sich in ew'ger Farbenpracht der Himmel wölbt, ist nicht mein heimisches Deutschland."

„Deutschland ein traulich süßer Klang, wie der Ton eines längst verklungenen Liedes in meinem Herzen; daß ich doch nicht den Tod fand, mit Erinnerung an Dich, an Deine Berge, Deine Thäler, Deine Ströme, mit einer wehmüthigen Empfindung, die Weib und Kind geweiht war in der Brust. Ich wäre gesunken unter der Schaar meiner Waffenbrüder als Martyrer für meinen Glauben, und in ewiger Freude im Himmel hätte ich Alles wiedergesehen, was mir auf dieser Erdenrunde am theuersten war. Doch hinweg mit diesem fürchterlichen Gedanken, ich bin verloren, zeitlich und ewig, ein Turban meinen Helm ersetzt, Allah und Mohamed müssen mein Klang sein an der Stelle jenes milden, ewigversöhnenden Wortes: Christus!"

Und gar heftig schritt er bei diesen Worten im Gemache auf und ab und öffnete endlich ein Fenster, das

auf den Schloßhof der Burg hinaus ging. Gar wenig tröstlich war der Anblick, der sich ihm hier darbot; da unten sprengten mit wildem Kriegsrufe, unter dem Schmettern der Trompeten und dem Tosen der Trommeln, seine beturbanten Kriegerschaaren gegen einander ihre Kräfte messend im gewagten Waffenspiel.

Der Emir schaute hinunter, er sah aber nichts von dem, was da unten vorging, sah nicht die gewaltigen Säbelhiebe, die ausgetheilt wurden von starken und abgewährt von flinken Armen. Er sah nicht den Speerwurf, mit dem manch alter Muselmann seine Gewandtheit kund that, obwohl des Alters Schnee sein Haar schon gebleicht hatte. — Mit starrem, trocknen Auge schaute der Emir nach dem Eingange des Schloßhofes, vor welchem zwei Reiter hielten, die durch das geräuschvolle Spiel verhindert wurden, einzureiten.

„Jener Reiter dort,“ murmelte der Emir, „muß ein Deutscher sein, trägt er nicht bräunlich blondes Haar, wie keiner der Söhne der Muselmannen. Wer mag es sein, ich muß es wissen, scheint es mir doch, als hänge mein Leben an der Entscheidung dieser so einfachen Frage. —“

Er rief einem seiner Diener, einem riesenmäßigen, schwarzen Nubier und befahl ihm jenen Reiter, den er ihm durch das Fenster bezeichnete, sogleich vor ihn zu führen. Schweigend mit gekreuzten Armen auf der Brust, dem Zeichen des tiefsten Gehorsames entfernte sich der Sklave und sehnsüchtig harrte der Emir auf den Fremden, den ihm derselbe zuführen sollte.

Es stand auch nicht gar lange an, als draußen auf dem Koridor feste Männertritte ertönten, und von dem nubischen Sklaven geleitet, der Fremde in den Saal trat. Es war eine hohe Gestalt, die, obgleich schon in

das reifere Mannesalter übergehend, doch die Blüthe und Frische der Jugend noch nicht verloren zu haben schien, obschon die glühende Sonne Syriens das Antlitz und die Hände mit brauner Farbe überzogen hatte.

Er war einfach gekleidet, anstatt des Turbans trug er eine griechische Mütze auf dem Haupte, an seiner Seite ein langes Ritterschwert, das klirrend gegen den Marmorboden des Saales schlug.

Durchdringend scharf blickte ihn der Emir an, als wollte er ihn mit den Augen durchbohren, doch unverwandt mit edlem Anstande hielt der Fremde, in welchem unsre Leser gewiß schon Ritter Kunibert erkannt haben werden, dessen Blicke aus.

„Was wollt Ihr in meiner Burg, woher kommt Ihr, und was seid Ihr?“ fragte endlich nach einer langen Pause bedächtig der Emir.

„Ich bin ein deutscher Ritter, der gefangen in der Schlacht in den Gärten Damaskus von Eurem Freunde Ilderim, von diesem losgegeben wurde, für Dienste, die ich ihm erwiesen. Durch Zufall kam dieß Schwert, das ich an meiner Seite trage, in meinen Besitz, ich erkannte es, es war in frühern Zeiten das Eigenthum eines Mannes gewesen, der mir theuer, sehr theuer war. Der Freiheit wieder gegeben, ist mein erstes über den ehemaligen Besitzer dieser Klinge Erkundigung einzuziehen. Man sagte mir, bei Euch könne ich selbe finden, wohlan! gebt mir selbe, und ich will Euch dankbar bleiben alle Tage meines Lebens.“

Er zog bei diesen Worten das Schwert aus der Scheide und reichte es, damit er selbes näher betrachten könne, dem Emir. In diesem aber ging eine merkwürdige Veränderung vor. Todtenblässe überzog anfänglich sein Antlitz, dann folgte ihr Glutröthe, seine Augen

schlossen sich und blickten dann wieder mit unheimlichem Feuer auf Kunibert.

„Wohl kenne ich das Schwert,“ sagte endlich der Emir mit langsamer und fast tonloser Stimme, „einst schwang ich diese Waffe wohl selbst, doch in welcher Beziehung forscht Ihr über deren ehemaligen Besitzer, dessen Name auf der Klinge steht, nach, wie ist Euer Adelgeschlecht geheißen, mein deutscher Ritter!“

„Ich heiße Kunibert von Helmishofen, der, dem jene Waffe einst gehörte, war mein Vater,“ entgegnete mit fester Stimme der Gefragte.

Der Emir aber fuhr bei diesen Worten, als treffe ihn ein Pfeilschuß mit der Hand nach dem Herzen, hielt sich, um nicht umzusinken an einer der zierlich gewundenen arabischen Säule, die die Decke stützten und fiel dann plötzlich zusammensinkend auf den Boden des Saales.

Durch Kunibert zuckte es aber jetzt mit tausend und abertausend der verschiedenartigsten und glühendsten Gefühle. Er trat auf den Dahingesunkenen, faßte ihn scharf und fest ins Auge und rief plötzlich auf die Kniee sinkend: „Allmächtiger Himmel! muß ich den Vater so wiederfinden!“

Er kniete nieder zu dem Gesunkenen, strich ihm die Haare aus der Stirne und flüsterte: „o nicht sterben, mein theuerster Vater, ich bin bei Dir, Dein Sohn, o lebe und Alles kann wieder gut werden!“

Und der Emir schlug die Augen auf und murmelte finster: „Alles kann wieder gut werden, wird mir denn Gott verzeihen, wer gibt Dir Brief und Siegel darüber!“

„Christus unser Heiland! der für die Sünden der ganzen Welt gestorben ist,“ entgegnete mit sanfter Stimme Kunibert.

Thränen rieselten über Aelans Wangen in den ergrauenden Bart. „Der Heiland mir vergeben, den ich verläugnet," sprach er, dann aber fuhr er mit einem Blicke der Liebe auf seinen Sohn fort: „Wenn nun Du den abtrünnigen Vater nicht verschmähst und ihn aufnimmst in Dein Sohnesherz, dann hoffe ich zuversichtlich, daß auch der schwer beleidigte Gott im Himmel mir verzeihen wird."

Und der Sohn breitete die Arme aus und rief: „O, kommt Vater! kommt in meine Arme, es soll alles sich in Liebe und Harmonie auflösen, was in den grellsten Zerwürfnißen ist, kam ja der Sohn Gottes deßhalb auf die Welt, und lebte in diesem Lande für dessen Befreiung ich selbst mitgefochten habe." —

Beide lagen sich an der Brust, und es mußte gar rührend zu sehen gewesen sein, den einen noch in voller Lebenskraft, den andern aber schon an der Grenze des Greisenalters.

Mit zitternder Stimme fragte endlich der Emir: „Was macht mein treues Weib, die ich vergessen konnte, lebt sie noch!"

„Fragt mich nicht," entgegnete der Sohn, „denn ich könnte Euch nur Trauriges berichten, ich stehe allein auf der Welt, habe Niemand mehr, als Euch, Vater, und Ihr werdet hoffentlich diese unheiligen Kleider von Euch werfen, und Euch dem Christenthume wieder zuwenden, welches Ihr, wie ich erfahren, verläugnet." —

„Ich will es, wenn es nicht zu spät ist," seufzte der Emir. — „O, daß mein Weib schon todt ist, daß ich sie nimmer um Verzeihung bitten konnte, zerschneidet mir im namenlosem Schmerze das Herz und erfüllt mich mit Qualen der Hölle. — Doch sage nicht, Du stehst allein auf der Welt, Du hast eine Schwester, die ich

im Christenglauben erzogen habe, mir selbst bei des Kindes unschuldigen Fragen, die herbste Pein zu bereiten.“ —

„O erzählt mir Vater!“ rief der Sohn, „wie es denn gekommen sein mag, daß Ihr, den ich in Deutschland stets als ein Musterbild eines frommen tapfern Ritters geehrt und hochgeachtet habe, so tief fallen konntet, Euren Glauben zu verläugnen?“

„Ich will es Dir erzählen, obwohl ich alle Wunden meines Herzens mit schonungsloser Hand aufreißen muß und vor dem eigenen Sohn, mit Schamröthe bedeckt, dastehen werde. Wisse, der Teufel, der mich zur Sünde, zum großen Verbrechen des Abfalls vom Theuersten, was der Mensch besitzt, vom Glauben verleitete, wohnte längst in meiner Brust, es war die Ehrsucht, die Begierde, reich, berühmt, angesehen und mächtig zu werden. Das Eigenthum, das mir in Deutschland gehörte war meinen Begierden nicht genügend, ach, ich Thörichter, erkannte nicht, welch' Schätze ich an Weib und Kind besaß. Viel und oft hatte ich von heimkehrenden Pilgern vernommen, wie Ritter, die in ihrer Heimath nur wenige Hufe Land hatten, in Palästina sich von den Heiden Städte, Schlösser und große Ländergebiete erkämpft. Nicht die Liebe zum Glauben, nicht um für das heilige Grab zu kämpfen, lockte mich in dies Land, sondern die Begierde, hier das zu werden, was mir die Heimath zu versagen schien.“

„Unter namenlosen Beschwerden erreichte ich das heilige Land endlich. Stets kämpfte ich bei allen Gefechten voran, doch erwerben wollte sich nichts lassen, als Tod und Wunden. — Ich fiel endlich in Edessa in die Gefangenschaft der Heiden, und der Emir, der mich

gefangen nahm, der damalige Besitzer dieses Schlosses forderte ein ungeheures Lösegeld von mir. — Ich sah wohl ein, daß ich dasselbe wohl nicht auftreiben werde, und wenn die Meinigen auch alles verkaufen würden, was in Deutschland mein Eigenthum noch war.“ —

„Offen gestand ich dies dem Emir, dessen Sklave ich geworden. „Christ!“ sprach er, „werde Moslem und Du sollst zeitlebens Hab und Gut in Hülle und Fülle haben, ja, ich will Dir meine einzige Tochter Zuleïka zum Weibe geben, damit Du nach meinem Tode mein einziger Erbe sein mögest!“

„Ich bedachte mich, in der Heimath hielt man mich wohl für todt. — Sollte ich die Meinigen zu Bettlern machen und selbst als Bettelmann in das Land zurückkehren, in das ich gerne geehrt, und köstlich geschmückt, reich und angesehen zurück gekehrt wäre. — So dachte ich, und die Wagschale neigte sich zum Untergange meines Glaubens. — Doch widerstand ich noch lange, bis ich endlich einen griechischen Abtrünnigen von seinem Glauben, der Lieblingsdiener des Emirs war, kennen lernte. — Du Thor, sprach er zu mir, kannst Du nicht blos äußerlich ein Türke werden, wie ich, und doch im Innern Deinem Glauben getreu bleiben, wie ich es gethan habe, und mich herzlich wohl befinde, dabei. — Schlägt uns einmal eine günstige Stunde, so entfliehen wir, mit unsern gesammelten Schätzen beladen, kehren in unsere Heimath zurück, sind Christen wie zuvor und verzehren unser Gut in Ruhe und Behaglichkeit, und kein Mensch wird sich kümmern, wo wir unsere Reichthümer gesammelt haben.“ —

„Dieß sagte mir zu, die alten Träume von Reich-

thum und irdischer Größe überwältigten meinen Glauben, von dem mich die stärksten Qualen und Peinen nicht abtrünnig hätten machen können. — Ich wurde, verhülle doch Dein Gesicht nicht so, mein Sohn! ich wurde Muselmann, Zuleika, das Weib dessen, der in der Heimath Weib und Kind hatte, ich schwelgte in den Herrlichkeiten, und im Genusse der Reichthümer, die mein Eigenthum geworden waren. — Doch die Stimme meines Gewissens konnte nur der Ton der Schlachttrompeten übertäuben mit ihrem für Tausende so verhängnißvollem Rufe."

„Noch immer gedachte ich seiner Zeit beim nächsten günstigen Moment nach Deutschland zurückzukehren, zurück in das Land, nach welchem Tag und Nacht meine Sehnsucht mich quälte. — Allmählig aber bedachte ich, daß Ihr mich wohl für todt hieltet, daß vielleicht mein Weib einen andern Gatten erwählt, meine Sehnsucht erstarb immer mehr, ich gewann meinem Leben Geschmack ab, das reizvolle, üppige, mitunter so gefahrvolle Treiben gefiel meinem Herzen, und ehe ich mich's versah, dachte ich nimmer an Vaterland, an Weib und Kind und an den verrathenen Glauben."

„Mein neues Weib liebte mich über Alles, sie war so sanft, so mild, es wäre ihr Tod gewesen, so ich sie verlassen, ich wollte nicht das alte Verbrechen mit einem neuen gut machen, und ich blieb, wo mich, wie ich meinem neuen Glauben gemäß dachte, die ewige Vorherbestimmung einmal hingesetzt habe."

„Ein Mädchen, mein einziges Kind ist meine Freude, eine christliche Wärterin mußte sie in dem heiligen Glauben erziehen, den ich so schändlich verlassen, denn ich selbst hatte zu dieser Pflichtausübung nicht den Muth.

— Mein Gewissen, wenn es gleich nie gänzlich geschlafen, beruhigte sich allmählig und erst seit dem Tode Zuleika's erwachten alle rächenden Furien meines Innern wieder und machen mir das Leben zur Verzweiflungsqual.“ —

„Da kommst nun Du, mein theurer Sohn! wie ein milder, tröstender Friedensengel der Versöhnung, ich werde zum heiligsten des Lebens, zum Christenthume zurückkehren und in die deutsche Heimath ziehen.“ —

„O laßt uns gleich aufbrechen, mein Vater!“ rief Kunibert, „wißt Ihr denn nicht, daß die Dolche der Assasinen Euer Leben bedrohen, und die Bösewichter haben noch stets ihr Opfer erreicht. Und wenn Ihr fielet, ehe Ihr die Heimath wieder gesehen, ehe Euch des Priesters Mund losgesprochen von dem größten Fehltritt Eures Lebens, würde ich meines Leids kein Ende wissen, und an meinem Dasein stets der Wurm nagen, Dein Vater hat seinen Heiland verrathen, und ist, ehe er für irdischen Fehl priesterliche Lossprechung erhalten, vor den strengen Richterstuhl des allmächtigen Gottes abgerufen worden. — O, brecht doch auf, kommt gleich mit mir, noch ist in Deutschland unsre Burg mein Eigenthum, die Güte Eures Freundes des Emirs Ilderim versah mich mit einer hinlänglichen Anzahl Goldmünzen, um die Reisekosten zu bestreiten, laßt alles zurück, was Ihr von dem Sündenmammon besitzet, besteigt mit Eurer Tochter ein Pferd, und bald wollen wir die Meeresküste erreicht haben, und dann Glück auf! zur Heimath, zur Vergebung flattern alle Wimpel, blähen sich alle Segel im Windhauche. Und ein fröhliches Greisenalter soll Eurer noch harren, mein theuerster Vater!“

Voll regen Feuers der Begeisterung hatte Kunibert, besorgt für des Vaters Seelenheil, also gesprochen, doch in seltsam unruhiger Bewegung hörte ihm der abtrünnige Vater zu. — Bald schüttelte er den Kopf, bald ging er unruhig auf und ab, und endlich sprach er vor sich hin: —

„Und wie? den Lohn meines Verrathes soll ich im Stiche lassen, sollte wieder zum Vaterland kehren, ärmer sogar, als ich auszog. Wohl gebietet mir, breche schnell auf, mein Herz, aber die Klugheit will es anders haben, wie, würden die Türken nicht sogleich merken, was meines Vorhabens wäre, bin ich nicht als Renegat dem beständigen Mißtrauen ausgesetzt, und merke ich es nicht schon oft mit Mißmuth. Ich stehe allein unter ihnen, keine Bruderhand für mich, wie ehemals im Christenheere. Sie dienen mir nur, weil ich die Kunst inne habe, zu meinen Absichten ihre rohen Kräfte zu benutzen. — Nur weil ich der Tapferste, folgen mir ihre Schaaren, nur weil die meiste Beute unter meiner Anführung gewonnen wird. Aber mein christlich Blut scheint ein unauslöschbarer Schandfleck in ihren Augen, und um den Ruhm, der Tapferste aller Muselmänner zu sein, sehen alle mich scheel an.“ —

„O Sohn! wenn Du wüßtest, was für Leid, was für Reue mich schon mein Abfall vom christlichen Glauben gekostet hat, Du würdest doppeltes Mitleid mit mir tragen. — O, der Nächte, wo mein Haupt durch das Bewußtsein meiner Sünde, durch Krämpfe fieberhaft erschüttert war, in welchen ich mich schlaflos auf dem Lager hin und her warf. — Doch nimmermehr fand ich die Ruhe, und entschlummerte ich, ein Laut, ein Ton, und ich erwachte wieder, erwachte, mit der

Last der Sorgen, mit der Last des quälenden Bewußtseins. — Da wanderte ich oft Mitternacht durch die Gemächer meines Schlosses, fand alles schlafen, alles in sanfter Ruhe versenkt, sie schlummerten furchtlos und träumten von seligen Tagen, doch ich stand allein mit trübkrankem Sinne und blickte mit Neid auf die Ruhenden hin.“ —

Lange sprachen sie noch so, es schien, als ob sich des Emirs Herz, seine Seele erleichtert fühle, als er seine Sorgen dem treuen Sohne mittheilte. —

Dann aber führte er Kunibert durch die Prachtzimmer seines Schlosses, wo die Herrlichkeit des Ostens vereint zu sein schien, um einem Einzigen als Eigenthum zu gehören. — Die Wände der Gemächer funkelten von Geräthen und schimmerten im Glanze der Waffen und in stolzer Selbstzufriedenheit ergriff der Emir eine nach der andern, und wies sie seinem Sohne vor. — „Diesen Säbel nahm ich einem ägyptischen Bei ab, dieser Dolch ist ein Geschenk des Sultans von Mosul, jene Fahne riß ich von diesem Schlosse!“ so und soweiter in langer Reihe erklärte der Emir seinem Sohne die Trophäen, die Beute in blutigen Schlachten gewonnen, oder das friedfertige Geschenk eines befreundeten Bekannten, wie das Erbe seines Schwiegervaters. —

Kunibert beobachtete seinen Vater genau. — Die Freude, mit welcher ihm derselbe alles vorzeigte, zeigte ihm, daß dessen Herz wohl noch sehr an den Eitelkeiten hing, deren Besitz er mit seinem Glauben, o welch armseliger Tausch! erkauft hatte. —

„O laßt Euch, bester Vater!“ bat er, „doch durch diesen Erdentand nicht abhalten, in Bälde, in kürzester Frist mit mir zu ziehen, wie leicht könnte es zu spät werden, und wir über dem Irdischen des Ewigen ver-

lustig gehen. — O brecht auf, treffet Anstalten dazu, denn, wie mir scheint, könnt Ihr Euch gar nicht losreißen von den durch Verbrechen erkauften Kostbarkeiten!"

„Du magst wohl recht haben, mein Sohn!" sagte trübe der Alte, doch willst Du Deine Schwester, willst Du Leihla, deren Mutter lange schon todt, um ihr mütterliches Erbe bringen. — Ich muß meine Reichthümer und Schätze retten, doch nicht wegen mir, o nein, ich würde mein Leben wohl hinfristen unter Buße und Entbehrungen, sondern wegen meiner Tochter, der ich mit dem Mammon wohl ein irdisches Glück bereiten möge, welches sie um ihrer Frömmigkeit und Tugend wohl verdient!" —

„Wir wollen nicht streiten," entgegnete Kunibert, „doch warum, Vater! vorenthaltet Ihr mir den Anblick meiner Schwester, habt Ihr denn niemals von dem Bruder erzählt, den sie in den fernen Landen über dem Meere besitze. — O, führe mich doch zu ihr, zu der Blume unter den Dornen, die mitten unter den Gefahren des Muhamedismus als Christin aufwuchs!" —

Und der Alte strich sich den Bart und führte seinen Sohn in ein Zimmer, wo nach türkischer Sitte, tief verschleiert, eine Jungfrau von ungefähr 14 — 15 Jahren mit der Wartung von Blumen beschäftigt war. — Sie schien erschrocken, als sie den fremden Mann erblickte, doch beruhigte sie sich, als ihr Vater sie anredete, und ihre Freude war ohne Grenzen, als er ihr den so seltsam gefundenen Sohn und zugleich den Entschluß mittheilte, in kürzester Zeit aus dem Schlosse zu flüchten und in die Christenlande zu ziehen. —

Der Emir ließ die beiden Geschwister allein und ging, um von seinen Reichthümern das Wichtigste zu-

sammen zu suchen. — O wäre er doch augenblicklich mit den Seinigen aufgebrochen. —

Vierzehntes Kapitel.

Der Ueberfall.

Es war erst spät in der Nacht, als die Theuern sich trennten. — Der Vater hatte den Sohn umarmt, und Beide hatten ein frommes Nachtgebet zu dem Herrn über den Welten, der die Menschenschicksale lenkt und regiert, hinaufgerufen und sich hierauf, nachdem sie sich gute Nacht gewünscht, getrennt. —

Bald schlief Kunibert ein, sein Schlaf war süß, Träume, Träume vom fernen Deutschland, von der Heimath umgaukelten sein Lager. Aber bald sollte er unsanft aus seinem süßen Schlummer aufgestört werden. —

Schon ging es gegen die Morgenstunden, doch beherrschte noch tiefe Nacht die Erde, als der deutsche Ritter, durch wüthendes Geschrei aus dem Schlafe geweckt wurde. — Erschrocken sprang er auf und kleidete sich rasch an, deutlich konnte er, während er dieses Geschäft verrichtete, das Geschrei: „Allah ho!" den gewöhnlichen Kriegsruf der arabischen und morgenländischen Völker unterscheiden.

Im Anfange glaubte Kunibert, die Türken hätten sich gegen seinen Vater, ihren Emir empört, aber bald merkte er, daß das Geschrei von der äußern Seite des Schlosses her tönte. — Sein Zimmer war, während er sich in die Kleider warf, immer heller und heller geworden. — Es war die Röthe einer Feuersbrunst.

Noch immer dauerte das wilde Geschrei, das jetzt

auch in den gewölbten Gängen der Burg wiedertönte, dazwischen hallte das Laufen und Rennen vieler Menschen und das klägliche Angstgeschrei der Frauen. —

Kunibert sah sich nach einer Waffe um, konnte jedoch keine finden, da sein Schwert in den Händen seines Vaters geblieben war. Nichts destoweniger eilte er aus seinem Gemache in den Schloßhof, der von den Bewohnern der Burg angefüllt war. — Sein Vater eilte durch das Getümmel.

„Was gibts, was bedeutet dieser Lärm!" fragte Kunibert. „Die Assasinen, die blutigen Menschen, haben alle ihre wüthenden Anhänger vereiniget, und lagern vor dem Schlosse, und so wir uns nicht tapfer, mit äußersten Kräften vertheidigen, schneiden sie uns Allen die Hälse ab. — Schon haben sie alle Außengebäude in Brand gesteckt und deren unglückliche Bewohner ermordet. Doch das Geschrei der Bösewichter erweckte uns, und mancher der Hunde soll nimmer von diesen Mauern zurückkehren. — Kunibert bat um eine Waffe, doch sein Vater meinte, er solle nur im Waffensaale solche holen, denn jetzt sei alles schon an dem Ort, wo solche hin gehören, nemlich in den Fäusten der Männer. —

Hastig eilte der deutsche Ritter, sich in Besitz einer Waffe zu setzen, und bald kehrte er, einen Damascener-Säbel in der Faust auf die Mauern zurück, und Mancher der wüthend Anstürmenden fiel unter den kräftigen Hieben, die er austheilte. — Es war eine fürchterliche Nacht, unaufhörlich hallte der Kriegsruf, Leitern um Leitern wurden angelegt, um die Mauern zu ersteigen und ins Innere des Schlosses zu dringen; doch die Tapferkeit der Schloßbewohner hatte bisher noch jeden der Anfälle glücklich abgeschlagen.

Die Gräben um die Mauern waren mit Todten oder schwer Verwundeten angefüllt, doch noch zahlreich waren die Lebenden der Feinde, und von den wackern Vertheidigern der Burg war schon Mancher in den ewigen Schlaf gesunken. — Gegen Morgen hörte der rasende Andrang der blutdürstigen Feinde etwas auf, und die Burgbewohner glaubten schon, dießmal mit einem tüchtigen Schrecken und dem gehabten Verluste davon gekommen zu sein, indem sie glaubten, die Feinde werden in Bälde abziehen.

Doch in tiefe Betrachtungen versunken, stand seitwärts der Emir und warf nur zuweilen einen beobachtenden Blick auf die Feindesschaaren, die sich in der Ebene lagerten. — Es war ganz Tag geworden, die Sonne glänzte schon in aller ihrer Pracht und spiegelte sich in den entsetzlichen Blutlachen in den Gräben des Schlosses so heiter, wie im reinsten Quell.

Kunibert näherte sich dem Vater und fragte: „Wie meint Ihr, werden wir nun Ruhe haben, oder haben wir einen neuen Sturm zu befürchten?“

Der Emir schüttelte den Kopf und sagte: „das Volk da draußen wird nicht von den Mauern dieser Burg weichen, bis wir Alle unter deren Schutte begraben liegen. So stark sah ich die Mörderbande noch nie, und ihr Fürst Ghesa ist selbst unter ihnen ganz sicher dort, wo Du die schwarze Fahne wehen siehst. — Bemerkst Du den Fleck, um den sich die Weißgekleideten, des Fürsten Leibwache, wie ein Bienenschwarm drängt. — Meine einzige, doch ach! sehr schwache Hoffnung ist, daß die benachbarten Emire, von meiner Noth Nachricht erhalten, und mir mit ihren Bewaffneten zu Hilfe eilen, das muß aber in Bälde geschehen.“

Während der Vater so sprach, entstand eine Bewe-

wegung in den Haufen, die vor der Burg lagerten. — Es sonderte sich eine Schaar von ihnen ab und wendete sich, obwohl ihnen die Burgbesatzung einen tüchtigen Haufen Bolzen und Pfeile entgegen sandte, nach einem Theile der Schloßmauer, in welchem sich ein Pförtlein befand.

Schnell wurde dieses von innen mit Balken und allerlei Geräthe verrammelt, doch kaum war man damit fertig, so donnerten schon die Axtschläge der Feinde dagegen, die von einem Vorsprunge der Mauer höchst wirksam gegen die Bewohner der Burg geschützt waren.

Kunibert rief nach Streitäxten, bald waren selbe herbeigeschleppt, und er zerarbeitete sich nun mit ein paar kräftigen Türken, den Vorsprung der Mauer loszuarbeiten und auf die Köpfe der unten Arbeitenden hinabzustürzen. Die unten bemerkten bald die Gefahr, welche über ihnen, gleich einem Schwerte an einem Pferdehaar hing, zogen sich jedoch durchaus nicht zurück, sondern arbeiteten, um dem Sturz der Steinmasse zuvor zu kommen, mit verdoppelten Kräften.

Die übrigen Feinde, als sie jedoch die Gefahr der Ihrigen sahen, schoßen einen Regen von Pfeilen auf Kunibert und seine Gefährten los, schon fiel der eine, und auch der Ritter hatte eine Streifwunde erhalten, als plötzlich die Steinmasse unter seinen Füßen zu wanken anfing, und kaum konnte er sich mit seinem Gefährten retten, als unter ungeheurem Gepolter der Mauervorsprung wich und auf die Feinde die unten arbeiteten, hinunterstürzte und sie unter seiner wuchtigen Masse lebendig begrub.

Die Vertheidiger der Burg erhoben ein Freudengeschrei. Um so mehr waren die Feinde entmuthigt, und der ganze Vormittag verstrich, ohne daß sie ein neues

Unternehmen wagten. — Man konnte jedoch von den Mauerzinnen der Burg recht gut bemerken, daß die Feinde lebhaft an irgend etwas arbeiteten.

Während dessen sprach der Emir zu seinem Sohne: „Wir sind so gut als verloren, aber dennoch verzweifle ich nicht, ja glaube sogar, daß es Gottes Fügung ist, daß sich die Feinde an meine Burg wagten. Ich erhalte auf diese Weise die beste Gelegenheit zur Flucht, mit Dir, meiner Tochter und meinen Schätzen. Ein unterirdischer Gang führt aus den Kellergewölben dieses Schlosses nach jenem Walde, dessen Grün von jener Höhe so traulich hernieder schimmert. Dorthin werden wir Alle mit Anbruch der Nacht flüchten und den blutgierigen Feinden das leere Nest überlassen. Die Hauptsache ist immer, daß wir die Burg bis zum Anbruche der Nacht halten.“

Kunibert wählte eine andere Kleidung, die besser in den Kampf taugte, zog ein Panzerhemd darüber, und verfügte sich, während der Emir seine köstlichsten, am leichtesten fortzuschaffenden Reichthümern zusammenpackte, wieder auf die Schloßmauern, wo er die Besatzung der Burg antraf, sich mit Speise und Getränke zu erquicken. Auch er verschmähte die Theilnahme an dieser Mahlzeit nicht, und hätte wohl später wenig mehr Zeit gefunden, denn die Feinde rückten wieder an, voran ein Haufe von ungefähr sechzehn Mann, die in ihrer Mitte einen langen Balken trugen, den sie mit Stricken fest hielten. — Die Burgmänner richteten ihre Pfeilgeschosse auf die Träger des Instrumentes, über dessen Gebrauch sie noch nicht ins Reine kommen konnten. Doch sobald einer fiel, trat ein anderer an des Gefallenen Stelle.

So kamen sie mit ihrem Balken vor das Thor des Schlosses, und bald setzten sie das wuchtige Holzstück in

Schwung und stießen mit Gewalt an das mit Eisen schwer beschlagene Thor, das krachend verkündete, daß es solcher Gewalt wohl nicht lange mehr widerstehen könnte. Kunibert hatte durch hinabgelassene Leinwandballen die Wucht der Stöße zu mildern gesucht und ihre Träger durch ein unaufhörliches Bogenschießen beunruhigen lassen.

Doch schienen diese Mittel nicht zu helfen, schon hing der eine Thorflügel nur mehr an einer Angel, als der deutsche Ritter die Tapfersten der Muselmänner um sich her versammelte, und ihnen in einer kurzen Anrede darlegte, wie sie Alle verloren, so sie nicht den Balken oder Sturmblock, wie man damals solche Maschinen hieß, in ihre Gewalt zu bringen suchten. Er schlug zu diesem Zwecke einen Ausfall vor. Die Türken waren damit einverstanden. Schnell war die Verrammlung des Thores bei Seite geschafft, und Kunibert stürzte an der Spitze der Muselmänner auf die Mörderbande los, die deßgleichen nicht vorsehend, nach großer Mühe überwältigt wurde, während der unheilvolle Balken jauchzend von den Siegern in den Schloßhof geschafft wurde.

Rasch wurde das Thor wieder verschlossen und alle Vertheidiger verfügten sich auf die Mauerzinnen, weil sie glaubten, die Feinde werden wieder stürmen. Doch das war nicht der Fall. In träger Ruhe, ohne jedoch die Burg aus den Augen zu lassen, lagerten sie in der Ferne. —

Der Emir hatte inzwischen seine Leute zusammengerufen, und ihnen den Entschlüß mitgetheilt, mit Anbruch der Nacht zu flüchten. Schon befand sich seine Tochter Leihla in den Kellergewölben, bei ihr ein großer Pack, welcher seinen größten Reichthum verschloß.

Die Türken waren herzlich froh einen Ausweg zu finden, der drohendsten Gefahr zu entfliehen und theilten ihren Weibern sogleich die Botschaft mit, damit selbe alles Mögliche zur vorhabenden Flucht in Bereitschaft setzen könnten.

Es war inzwischen Abend geworden. Hell loderten die Feuer, die in dem Lager der Assasinen brannten. Ein dumpfes Geräusch drang aus ihren Schaaren in die Burg. Mit jedem Augenblicke vermehrte sich, wie man in der Burg sehr wohl bemerken konnte, die Menge der Feinde, durch neuangekommene Truppen der Mörder.

Inzwischen war es gänzlich Nacht geworden; der Emir ordnete eben alles zur Flucht, die in möglicher Stille und Regelmäßigkeit vor sich gehen sollte. Da fuhren plötzlich in hohen Bogen mit Feuerbündeln umwundene Pfeile aus dem Lager der Feinde auf und fielen prasselnd auf die Dächer des Schlosses, feurige Wurfspeere zischten mit rauchiger Glut umgeben, durch die Nacht, und es war klar, daß die Assasinen beabsichtigten, das Schloß in Brand zu stecken.

„Die höllischen Ungeheuer schießen mit griechischem Feuer,“ jammerten die Türken, „in Kurzem ist dieß Schloß eine einzige Feuersflamme.“

Und so war es auch, alles Löschen war vergebens, ein verworrnes Angstgeschrei ertönte aus dem Munde der Weiber und Kinder, und in hastiger Eile drängten sich Alle in den unterirdischen Gang. Auch die Männer wollten so eben ihre Posten auf der Mauer verlassen, als schriller Kriegsruf über die Felder herdrang und zugleich alle Schaaren der wüthenden Feinde kampflustig die Mauern bestürmten.

Mit dem Aufwande ihrer letzten Kraft gelang es

zwar den Türken ihre Feinde abzutreiben, doch kaum war dieses gelungen, so stürzten sie von den Mauern und eilten dorthin, wo sie hofften, sich flüchten zu können. —

Mit seinem Sohne und einigen tapfern Männern zerarbeitete sich der Emir, die Eingangspforte des alten Ganges zu verschütten, um dem Feinde die Gelegenhei zu benehmen, sie zu verfolgen. — Schon wankte die Mauer, deren Einsturz die Männer beabsichtigten, doch es war auch höchste Zeit, denn schon hallten in den verlassenen, von Vertheidigern entblößten Burg die Tritte ihrer Verfolger, und schallte ihr fürchterliches Mordgeschrei. Die Männer zitterten, die Feinde möchten ihren Zufluchtsort finden, und strengten alle ihre Kräfte an, die Mauer zum Falle zu bringen, deren Schutt sie von ihren Verfolgern trennen sollte.

Ein einziger Quaderstein stützte das Gewölke noch, und Kunibert und sein Vater wendeten ihre ganze Stärke an, ihn zum weichen zu bringen. Plötzlich schrie der Emir: „zurück, mein Sohn!“ und kaum hatte er diese Worte gerufen, so geschah ein donnernder Fall, das Gewölbe war eingestürzt und sie vor ihren Verfolgern gesichert. —

Kunibert hatte sich, als sein Vater jene Worte ihm zugerufen, zurückgezogen; als aber die Staubwolken sich verzogen, schaute er sich unter den bärtigen, zum Theil mit Blut bedeckten Männern, die ihn umgaben, nach seinem Vater um, er sah ihn nicht. — Er eilte hastig vorwärts im Gange, indem er glaubte, den Vermißten bei seiner Tochter zu finden. —. Er traf die tief Verschleierte, aber den Gesuchten nicht. Hastig riß der erschrockene Ritter einem der Muselmänner die Fackel

aus der Hand und eilte an die verschüttete Pforte zurück und blickte spähend in die Mauertrümmer. —

Ein leises Stöhnen machte ihn aufmerksam, er räumte einige Steine hinweg, ein menschlicher Körper war sichtbar. — Allbarmherziger Gott im Himmel! es war sein Vater, noch lebend aber jämmerlich verletzt und zerschmettert.

Der Ritter lud die theure Last auf seine Schultern und eilte damit den Geflüchteten nach, die ihn voll Schrecken mit dem Körper ihres Führers kommen sahen. — Leihla wollte sich kaum trösten lassen von den mitleidigen Frauen, die sie umgaben und über fremdes Leid ihr eigenes vergaßen. —

Lange dauerte der Marsch durch die dumpfen, düstern Gänge, bis sie endlich in einer geräumigen Höhle im Walde an das Tageslicht kamen. — Der Himmel war furchtbar vom Brande des Schlosses geröthet. — Kunibert legte den Vater zu Boden, bat die Muselmänner zurückzutreten und untersuchte dessen Zustand, er sah jedoch mit den größten Schmerzen, daß hier Hilfe zu schaffen durchaus unmöglich sei. —

Der Verwundete stöhnte schmerzlich, drückte seinem Sohne die Hände und jammerte mit leiser Stimme über seinen Abfall vom Glauben und über die ewige Verdammniß, deren er sich dadurch schuldig gemacht. —

Sein Sohn sprach ihm tröstlich zu, bat ihn zu bedenken, daß Gottes allgütige Barmherzigkeit unendlich sei, und daß er sein ganzes Leben dem Gebete und der Betrachtung widmen wolle, um seinem Vater Verzeihung zu erflehen. —

Er betete ihm vor, und mit halb erstickter Stimme sprach der greise Emir die Worte des Glaubens nach, die lange nicht mehr seine Zunge gesprochen; dann

flehte er selbst zu Gott, gar demüthig um Verzeihung seiner Sünden. Plötzlich fuhr er auf vom moosigen Fels, auf welchen man ihn gelegt, und lächelte gar anmuthig und sein Auge glänzte, als sehe er eine schöne und liebe Erscheinung. —

Befremdet fragte Kunibert, was dem Vater solch' Entzücken bereitet, und er sprach kaum hörbar: — „Ich sah Deine Mutter, umflossen vom himmlischen Lichte, mir nahen, und sie flüsterte mir zu, wirf den Turban hinweg, der Deine Stirne umgibt, dann blickte sie schärfer und mochte erkennen, daß die Kopfbedeckung der Muselmannen nimmer auf meinem Haupte sei, liegt sie doch unter dem Mauerschutt jenes Gewölbes, dessen Einsturz die Ursache meines Todes sein wird. Ich streckte ihr die Hände entgegen und bat reumüthig, mir zu verzeihen und mir bei Gott Verzeihung zu erflehen, und siehe da, sie winkte mir gnädig, Dir ist verziehen, berührte mein Haupt mit einem Palmzweige, den sie in der Hand trug, und verschwand." —

Leise betete der Alte, weinend kniete Kunibert und Leihla an seinem Lager, die Muselmannen waren längst aufgebrochen, und hatten sich im Walde zerstreut, plötzlich rief er noch einmal: „Mein Jesu! sei mir gnädig und barmherzig!" sank mit dem Haupte zurück und war eine Leiche. —

Von einem Windstoße getragen, drang aus dem Thale das Gejubel der Kriegsmusik-Instrumente der Assasinen herauf, die ihre Feinde irgendwo im brennenden Gebäude versteckt hielten, und sich in ihrer barbarischen Weise über ihren schaudervollen Tod freuten.

Kunibert bezeichnete die Stirne des Todten mit

dem heiligen Kreuzzeichen und jammerte: „Ach! daß doch ein Priester Dir beigestanden wäre in Deiner Todesstunde!“ Die Geschwister beteten noch lange über der Leiche und beim Scheine einer zurückgelassenen Pechfackel, die in einer Felsenspalte steckte, grub Kunibert von Helmishofen seinem Vater ein einsames Grab, fern von dem Lande, wo er geboren. Statt der Herrlichkeit, die zu erringen er seine Heimath verlassen, wurde seiner im fernen Asien nicht einmal das, was im heimischen Deutschland der geringste Bettler bekam, ein Sarg. —

Die Arbeit war endlich vollendet, die Grube, welche der Ritter mit dem Schwerte gegraben, schien ihm hinlänglich, die theure Leiche vor den Angriffen der Thiere des Waldes zu schützen. — Der Leichnam wurde hineingelegt, die Erde darauf geworfen. — Aus einem jungen Baumstämmlein wurde ein Kreuz gebildet und auf das Grab gepflanzt. —

Erst als der Morgen anbrach, verließen die beiden Geschwister das Grab und machten sich auf den Weg, die Meeresküste zu erreichen. — Kunibert belud sich mit dem Ballen, der des Emirs Gut enthielt, und den ein Türke herausgeschleppt hatte und brach, die Schwester an der Hand führend, auf. —

Die Reise ging nur langsam von statten, denn Leihla war des Gehens ungewohnt und weinte und jammerte beständig über den Verlust ihres theuern Vaters. —

Erst nachdem sie über zwei Tagen durch den Wald geirrt und sich von kärglichen Früchten genährt, kamen sie an die Hütte eines Hirten, wo sie einige Zeit ruhten und sich dann, von ihm geführt, wieder auf den rechten Weg machten. —

Fünfzehntes Kapitel.

In Deutschland.

Es war ein furchtbares Regenwetter. Die Strassen, ohnehin von schlechter Beschaffenheit, waren zu grundlosen Morästen geworden; als durch eine einsame Waldgegend Schwabens drei Reisende kamen, die sich sehr von einander unterschieden. —

Auf einem weißen Zelter ritt eine Frauensgestalt, das Antlitz mit einem Schleier bedeckt, ihr zur Seite ein stattlicher Ritter, der sich mit ihr vertraut unterhielt. — Ein Knappe folgte ihnen. Die Reisenden waren niemand anderes, als Kunibert von Helmishofen und seine Schwester Leihla, oder wie wir sie bei dem Christennamen den sie in der heiligen Taufe erhalten hatte, in Zukunft nennen wollen, Maria. —

Sie klagte unaufhörlich über das schlechte Wetter, das ihr und ihrem Körper allerdings ganz ungewohnt war. — Kunibert tröstete sie, so gut er konnte; das half wohl eine Zeitlang, aber bald unterlag ihr zarter Körper beinahe den täglichen Strapazen.

Mit Schrecken sah Kunibert das Hinwelken des ihm so theuern Wesens, oft sah er mit thränenden Augen gegen Himmel, als wollte er fragen: Hast Du, großer Weltenvater, uns nur darum aus Asien glücklich geführt, daß ich, so nahe der Heimath, doch vielleicht noch den herbsten Verlust erleide, der mich auf Erden treffen kann. —

„Ist nicht bald ein Obdach in der Nähe, unter welchem wir eine Zeitlang dem Unwetter ausbeugen können?“ fragte Maria den Bruder. Dieser antwor-

tete: „Die Stadt, die wir uns zum Ziele unserer heutigen Tagereise ersehen, ist wohl noch weit entfernt; doch hoffe ich, daß in Bälde eine Bauernhütte oder sonst eine menschliche Wohnung uns mit ihrem Anblicke erfreuen wird, worin ich sodann Dir zu Liebe rasten will."

„Ich danke Dir, Bruder!" lautete die Antwort, „doch weiß ich kaum, ob ich bei Besinnung noch so glücklich bin, unter Dach zu kommen, denn mir wird's immer schlimmer zu Muthe. — Vor meinen Augen schwindelt die ganze Gegend, und ich werde mich wohl nicht mehr lange auf dem Pferde halten können!"

Erschrocken betrachtete Kunibert die todtbleiche Schwester, sprang augenblicklich vom Pferde und gerade war es der rechte Moment; denn sie stürzte besinnungslos in seine Arme. - Er sah um und erblickte von ungefähr eine große Tanne, um deren Stamm der Waldboden trocken schien. — Dorthin trug der Ritter die Schwester und befahl dann seinem Knappen, augenblicklich voran zu reiten und nach Obdach sich umzusehen. — Der Knappe band zuerst die beiden Pferde an einen Baum, bestieg sodann sein Roß wieder und ritt eilends von dannen. —

Die Schwester lag noch immer in tiefer Ohnmacht; man hörte eine Zeitlang nichts, als das einförmige Geplätscher der Regentropfen, und in der Ferne den immer mehr verhallenden Hufschlag des Pferdes, auf welchem der Knappe auf Kundschaft ausritt. — Kunibert wußte sich nicht zu helfen, nicht zu rathen, und sann mit Anstrengung über ein Mittel nach, die Schwester wieder zur Besinnung zurückzurufen. —

Plötzlich glaubte er in der Entfernung Hufschläge zu hören, doch von der entgegengesetzten Seite, als

nach welcher er seinen Knappen ausgesendet hatte. — Er irrte auch nicht, der Ton des Roßgetrabes wurde immer deutlicher und deutlicher, und bald bog um die Ecke einer unweit stehenden Baumgruppe ein stattlicher Trupp Reiter zu Pferd. — Als sie näher kamen und Kunibert und seine Gefährtin erblickten, hielten sie erstaunt an. —

Der, wie es schien, der Vornehmste der Schaar sprang vom Roß und trat auf den Ritter zu und fragte:

„Wer ist das bleiche Bild in Euren Armen, kann ich Euch in irgend etwas einen Dienst leisten?"

„Meine Schwester ist krank geworden, krank von den Anstrengungen einer weiten Reise, denn wir kommen aus Palästina, entgegnete Kunibert. Das einzige, was Ihr mir erweisen könnt, ist, mir zu sagen, ob sich wohl nicht in der Nähe eine menschliche Wohnung befindet, in welche ich die Kranke geleiten kann."

„Eine Viertelstunde von hier ist das Schloß Altenstein, dort verspreche ich Euch gastfreie Aufnahme, denn ich selber bin der Graf, dem jene Burg gehört;" — sprach der Fremde. „Knechte!" gebot er, „flechtet augenblicklich aus jungen Tannenstämmen und Baumzweigen eine Tragbahre!"

Schnell wurde seinem Rufe Gehorsam geleistet. Während dessen unterhielt sich der Graf mit Kunibert, der sehr besorgt um seine Schwester war. — Doch der Graf meinte, es werde nicht so viel zu bedeuten haben, und die Pflege auf dem Schlosse werde sie in Bälde wieder herstellen." —

„Haben wir ja," sprach er unter anderm, „in dieser Gegend einen Heilkundigen, deßgleichen weit und breit nicht mehr anzutreffen ist. — Er ist ein sehr red-

licher Mann, dessen Kunst wohl dem Tode schon oft Wartegeld gegeben statt dem Leben.“ —

Kunibert bat dringend, doch den Künstler sogleich ins Schloß zu rufen, er wolle gern alle nur mögliche Kosten tragen, so nur der theuern Schwester dadurch das Leben gerettet werde!

Der Graf Altenstein schickte auch sogleich einen seiner Diener an den gerühmten Mann, die Knappen waren unterdessen mit der Tragbahre fertig geworden. Kunibert breitete seinen Mantel darüber und legte die Schwester, die nur durch schwaches Athemholen Zeichen des Lebens verrieth, hinein, und ging sein Pferd am Zügel führend, neben der theuern Last, welche zwei Diener des Grafen trugen. — Der Graf ein ungefähr fünfundzwanzig Jahre alter Mann, sprang ebenfalls vom Pferde, schlang den Zügel um seine Hand und ging neben seinem Bekannten her, den er so eben gefunden, und der ihm treuherzig die wunderbaren Begebenheiten seines Lebens erzählte. —

Auf der Hälfte des Weges, den sie zum Schlosse zurückzulegen hatten, begegnete ihnen Kuniberts ausgesandter Knappe, der das Dorf und das Schloß gefunden und nun seinem Herrn melden wollte. —

Bald erreichten sie auch das Ende des Waldes. — Sie erblickten nun Schloß Altenstein, eine gar stattliche, weitläufige und wohlerhaltene Burg. — Nicht lange stand es an, so waren sie im Schloßhofe angelangt. — Die Mutter des Grafen nahm die junge Fremde herzlich gerne in ihre Gemächer auf. — Sie wurde auf ein Lager gelegt, dergleichen sie auf ihrer ganzen Reise noch keines gefunden, und der Graf bat den Ritter von Helmishofen, so lange hier zu bleiben, als

es ihm gefiele, welches Anerbieten Kunibert insofern annahm, daß er bat, man möchte ihm seiner Schwester gänzliche Genesung abwarten lassen, bevor er von dannen zöge. —

Während die Männer in der Halle des Schlosses bei einem Becher Wein saßen, war der Arzt angekommen und zu der kranken Maria geführt worden. Aengstlich wartete Kunibert auf dessen Rückkehr. — Auf seine Bitte führte man den Mann zu ihm, damit er denselben über den Zustand seiner Schwester befragen könne.

Ein Mann trat ein, dessen ganze Physiognomie ihn als einen Juden ankündigte. — Doch an der Person lag dem Ritter gegenwärtig wenig; er hielt sich an die Sache und fragte deßhald hastig: „Wird die Kranke wiederum gesund werden? Was fehlt ihr, ist ihr Zustand gefährlich?"

„Mit Jehova's Hilfe wird sie bald wieder aufstehen und wandeln können" meinte der Arzt. „Gefährlich ist die Sache nicht, doch könnte sie es werden. Es muß daher eine gewisse Zeit abgewartet, und der Kranken vor Allem Ruhe und Erholung gegönnet werden." —

Kunibert war vor Freuden außer sich, und da ihm die Stimme bekannt schien, fragte er den Arzt, ob sie sich wohl schon getroffen? —

„Ei was ihr Nazarener, will sagen, ihr Christen, für ein kurzes Gedächtniß habt," sagte der Jude. — „S'ist freilich schon lange her, daß ich Euch, gnädigster Herr Ritter, gesehen, doch vergißt man Leute, welche einem Gutes erwiesen, nicht so leicht. — Was macht denn der Gaul, der Rappe, den ich Euch ge-

schickt habe, als Ihr ausgezogen mit den Andern zu erobern Kanaan, das gebenedeite Land Jehova's."

„Was, Ihr seid es, Jakob," rief Kunibert erstaunt. — „Hätte nicht gedacht, Euch so unvermuthet zu treffen. — Euer Pferd ging gleich im ersten Jahre darauf, werde aber wohl nimmer solch ein Roß bekommen. — Was macht Euer Töchterchen, Judith oder Ditta, weiß selber nicht mehr, welcher Name der Rechte, und Euer braves Weib." —

„Mein Weib Miram," entgegnete der Jude, und eine Thräne fiel in seinen Bart, „hat Jehova zu sich genommen aus diesem Jammerthal der Welt, in der wir Alle nur Pilgrimme sind. — Die Judith hat ein Verlöbniß geschlossen mit einem Jünglinge aus Frankfurt, und er wird sie bald heimführen als sein Weib." — Doch darf ein Jüd auch eine Frage an Euch thun, ist die, welche krank darnieder liegt, Euer eheliches Gemahl, Ihr habt die holde Lilie wohl aus Kanaan mit heimgeführt; denn solche Blumen wachsen in Deutschland nicht. — Sah ich doch noch nie bei Töchtern unsers Volkes schönere schwarze Haare und weißere Stirnen." —

Jenes kranke Frauenbild ist meine Schwester, und so Du mir sie wieder herstellst, will ich Dir Zeitlebens dankbar sein, mein Jakob," — sagte Kunibert.

„Macht mich nicht böse," entgegnete der Jude, „steh ich doch noch sehr in Eurer Schuld. — Ich will der Kranken warten, als wäre sie mein leiblich Kind und will alle Tage nach ihr sehen und all dieß soll Euch keinen Heller kosten; hab ich," setzte er leise hinzu, „doch Gold und Silber im Ueberflusse!" —

Der Jude entfernte sich unter vielen Verbeugungen, und der Graf befragte Kunibert, wie er zu dieser Be-

kanntschaft gekommen, worauf ihm der Gefragte die Begebenheiten erzählte, mit welchen unsere Leser aus dem Anfange dieses Buches hinlänglich bekannt sind.

Der Graf und der Ritter von Helmishofen waren in Kurzem so vertraut mit einander geworden, daß sie sich gar nicht mehr trennen konnten und erst spät in der Nacht ihre Schlafstätten suchten.

Sechzehntes Kapitel.

Schluß.

Als wir die Personen im vorigen Kapitel im Schloße Altenstein einziehen sahen, war es Spätherbst, und jetzt, wo wir sie wieder treffen, ist es Frühling und schon ist die fröhliche österliche Zeit vorbei, und die Wiesen färben sich mit heiterm Grün, die Ströme rauschen, vom fesselnden Eise befreit, wieder munter, und die Vögel, die lustigen Waldmusikanten, spielen unermüdet thätig ihre muntern Melodien auf.

Noch immer weilte Kunibert in Altenstein, obwohl seine Schwester längst wieder in der Fülle der Gesundheit blühte. — Der Graf hinderte ihn stets an der Abreise, und auch dessen Mutter bat Kunibert zu bleiben. Der Ritter war im Laufe des Winters nach seinem Schloße geritten, aber er hatte wenig Erfreuliches dort gefunden. Die Mauern sahen zerfallener aus, als er sie verlassen, die Bekannten waren bis auf einige gestorben, und die welche noch übrig waren, waren alt und grämlich geworden. Der Gemüthsstimmung Kuniberts, die nie eine fröhliche war, und seit dem Tode des Vaters sehr melancholisch geworden war, gefiel es in der alten Burg wohl noch, aber ihn schauderte, die junge

in voller Lebensblüthe stehende Schwester in den öden von der Welt abgeschiedenen Aufenthalt zu führen. —

Auf der Rückreise ins Schloß Altenstein war Kunibert durch ein Dorf gekommen das gar malerisch am Fuße eines hohen Berges lag, auf welchem sich ein kleines Kirchlein befand. Er hatte die Dorfbewohner gar traurig getroffen und endlich nach vielem Gefrage erfahren, daß der Klaußner Erasmus, der neben der Kappelle auf dem Berge viele Jahre lang in einem beschaulichen Leben, in einer engen Zelle gewohnt, gestorben, und dessen Stelle wohl nicht so leicht mehr besetzt werde.

Ein unbestimmter Entschluß dämmerte in des Ritters Seele auf, ohne jedoch sogleich zur Ausführung reif zu sein.

Dem Ritter wollte es aber doch endlich bedenken, als es wieder Frühling wurde, er sei lange genug Gast auf Altenstein gewesen, und so nahm er sich denn vor, nächster Tage wieder nach seiner Burg Helmishofen zu reisen und dort Alles zum Empfange seiner Schwester vorzubereiten.

Kunibert und sein Freund Gerhard von Altenstein waren eines Tages bei einem benachbarten Ritter auf Besuch gewesen, als der Graf plötzlich begann:

„Freund Kunibert liebst Du mich, hast Du keinen Widerwillen gegen meine Person oder gegen meinen Lebenswandel!"

„Ei, ei, was fällt Dir auf einmal ein, so sonderbar zu fragen," versetzte Kunibert. „Ich habe Dich herzlich lieb und gebe gern mein Leben für Dich, und Jemand dem ich meine Freundschaft geschenkt habe, wird wohl einsehen, daß ich weder an seiner Person noch an seinem Benehmen etwas auszustellen habe!"

„Das freut mich," rief jubelnd der Graf, „aber nimm Dich in Acht, Deine Freundschaft wird auf eine gar harte Probe gestellt werden, doch wenn Du diese bestehst, so machst Du mich zum Glücklichsten unter der Sonne!"

„Nun, mit was kann ich Dir dienen, alles, was ich habe, ist ja ohnehin Dein Eigen, wie es unter Freunden sein soll," sagte Kunibert.

„Nun, in Gottesnamen!" sprach der Graf. „Mit Genehmigung meiner lieben Mutter fordere ich von Dir, als dessen natürlichen Vormunde, Deine Schwester Maria zu meiner Ehegemahlin."

„Das freut mich herzlich und gebe die Einwilligung sogleich, so die Schwester Dir das Jawort gibt." —

Und die Schwester flüsterte erröthend das „Ja," und der Graf segnete die Stunde, wo er sie und den Bruder im Walde getroffen. Kunibert wurde aber seit dieser Zeit immer düsterer, und trat eines Morgens reisefertig vor den Grafen und sprach:

„Ich muß Abschied nehmen von Dir, wie ich es schon von der trauten Schwester gethan. Euer Hochzeitfest ist erst, wie wir es ausgemacht, übers Jahr, acht Tage nach dem heiligen Pfingstfeste, und zu derselben Zeit werde ich wieder bei euch eintreffen; bis dahin lebet aber Alle wohl!" — Und als er das gesagt, ging der Ritter von dannen und Niemand wußte, wohin er gegangen.

Ein Jahr war schnell entflohen. Der Tag des Hochzeitfestes war angesetzt und endlich auch angekommen. Die Schlösser, wie die Hütten der Bauern, weit und breit standen leer, denn vornehm und gering achtete und liebte Alles den Altensteiner Grafen und wollte Zeuge seines Ehrentages sein.

Der Graf wollte, daß die Trauung unten im Dorfe, in der altehrwürdigen Pfarrkirche gehalten werden sollte. Es wimmelte von Gästen, da klirrten die Sporen, da flogen die bunten Wappenfähnlein der Gäste, die stets ab- und zuströmten und wogten die Barretfedern im Winde. —

Aber die Braut theilte nicht die allgemeine Fröhlichkeit, sie schaute traurig auf die Strasse hinaus und wartete mit Sehnsucht auf den Bruder, doch er kam nicht. Der Zug ging hinunter den Schloßberg und in die Kirche. — Doch als der Graf zum Altare trat, winkte ihm freudig die Braut nach einer Gegend der Kirche zu schauen, er blickte hin und sah seinen Schwager, doch wer beschreibt sein Erstaunen — in der groben Kutte eines Klausners. —

Doch jetzt war nicht der Augenblick, sich zu sprechen, doch als die heilige Handlung geendet, konnte der Graf nicht umhin seinem Schwager über seinen seltsamen Entschluß Vorwürfe zu machen; doch ruhig und ernst hörte ihn derselbe an und meinte: „Viele Wege führen zum Himmel, doch mir schien der meinige für mich am geeignetsten.“

Die fröhlichen Momente im Menschenleben ziehen so schnell vorüber als die traurigen, ja schneller, und so vergingen die Freudentage auf Altenstein auch gar bald. Und eines Morgens war der ehemalige Ritter Kunibert wieder verschwunden, und Niemand wußte, wohin. —

Dort in jener Klause, die er getroffen, als er das heimathliche Schloß besucht, hatte er sich angesiedelt und führte ein frommes, der Arbeit, dem Gebet und der Betrachtung geweihtes Leben. Ihm war das Gewühle der Welt zur Last geworden, er fand den besten Frieden, wo er ihn gesucht.

Aus unbehauenen Stämmen, die Ritzen mit Moos ausgestopft, war sein stilles Haus gebaut, ein Gärtlein umgab die dunkle Siedelei, die Rosen und Weinreben umwucherten, während am braunen Fels im Hintergrunde die kristallhelle Quelle herunterhüpfte. Hier lebte der fromme Ritter manches Jahr, die Freude der Fröhlichen, die in ihrem Gotte vergnügt waren, und der Trost der Betrübten, die ihn als ihren Berather ehrten und liebten.

Einmal im Jahr zog er geheimnißvoll fort, und Niemand wußte, wo er weilte, er war aber zu dieser Zeit auf's Schloß Altenstein, wo seine Ankunft stets Jubel und Freude verursachte; doch nie gestand er, so viel man ihn auch darum bat, seinen Aufenthalt. —

Nach vielen Jahren zog einer der Söhne seiner Schwester nach dem Schlosse Helmishofen, und das alte Schloß wurde wieder in wohnlichen Stand gesetzt, und Freude und Häuslichkeit wohnte wieder in den lang verödeten Gemächern.

Hier sprach der fromme Klausner oft ein; denn seine Siedelei war nur wenige Stunden entfernt, sein Aufenthalt wurde endlich von den liebenden Verwandten entdeckt, doch gebot er ihnen streng, ihn mit ihren Besuchen, die sich in kurzer Zeit sehr häuften, zu verschonen, und wenn sie den guten Mann nicht unwillig machen wollten, so mußten sie gern oder ungern seiner Bitte entsprechen.

Oft sprachen Landleute zu ihm: „O wie glücklich seid Ihr, frommer Vater, einen Kreuzzug mitgemacht zu haben!“

Er erwiderte gewöhnlich darauf: „Ist nicht unser ganzes Leben ein Kreuzzug, ein Kampf mit Sorgen und Elend, und so wir diesen Kampf glücklich und gott-

ergeben auskämpfen, werden wir Alle das Himmelreich erobern.

Alt und lebenssatt entschlief endlich der fromme Greis nachdem er das ein und neunzigste Lebensjahr durch die Gnade Gottes erreicht hatte. — Doch seine Worte, mögen sie nie vergessen und stets beherziget werden: „Kreuz und Leiden führen zum Himmel, Irdisches geht bald vorüber, ist nicht dauernd, doch wer für die Ewigkeit Gutes säet, wird die Aussaat drüben im himmlischen Jenseits tausendfältig ärndten. Amen.

